

LUNZENAUER Heimatblatt

Ausgabe **2007**

GESTERN & HEUTE • Beilage im Amtsblatt der Stadt Lunzenau • an alle Haushalte

Liebe Leser unseres Heimatblattes,

Blick von der Muldenbrücke in Richtung Schlaisdorf. Zwischen diesen beiden Aufnahmen liegen 90 Jahre (1917/2007)



Liebe Leser,

in nunmehr 5 Exemplaren liegt das Lunzenauer Heimatblatt jetzt vor und hat sich für interessierte Heimatfreunde zu einer kleinen Sammlung entwickelt.

Die Nachfrage zeigt, wie auch in der Ferne der Kontakt von ehemaligen Ortsansässigen zu Lunzenau oder den zugehörigen Dörfern gehalten oder sogar wieder aufgebaut wird. Dabei wird deutlich, wie unendlich es scheint, den Begriff „Heimat“ zu beschreiben oder zu deuten. Die wichtigsten Faktoren sind wohl dort anzusiedeln, wo unser Ursprung liegt, wo später auch die stärksten Erinnerungen herrühren oder wo man sich einfach wohl und geborgen fühlt.

Wenn unser Blatt zur Pflege der Heimat, zum Miteinander und Zusammengehörigkeit und zur Ortsverbundenheit seinen Beitrag liefern kann, dann lohnt sich auch weiterhin die Mühe für nachfolgende Auflagen.

Franz Lindenthal
Bürgermeister

Die „weiße Frau“ der Rochsburg



Auch die ältesten Bewohner von Rochsburg und deren Umgebung werden das Rochsburger Schloß mit seinem frischen Außenputz und neuer Dacheindeckung noch niemals so strahlend schön gesehen haben, wie wir es derzeitigen kennen.

Dort hat sich viel getan in den letzten Jahren, auch der Bergfried besitzt ein neues Schieferkleid und die frisch vergoldete Turmkugel blinkt bei Sonnenschein weit hinaus ins Land. Der Besucher betritt das Schloss durch das Rondell über eine kleine Zugbrücke und trifft dann auf den Nordzwingler mit seinen Tortüren und den Wehrgang. Die interessanten Sehenswürdigkeiten der Rochsburg will ich aber hier nicht aufzählen, vielleicht haben Sie selbst Lust bekommen, sich bald einmal alles selbst anzusehen.

Ich will eine wahre Begebenheit kundtun, welche um 1927 geschah: Oft schlief ich als Kind bei den Großeltern, deren Haus noch heute, jedoch am rechten Muldenufer, direkt unterhalb des Schlosses steht.

Meine Schlafstätte war eine große Kammer unter dem Dach und oft schaute ich durch die Luke hinauf zum Schloß. Aus Großvaters Erzählungen wusste ich, dass in den alten Gemäuern Gespenster in bestimmten Nächten ihr Unwesen trieben. Oben im Schloß ist es die „weiße Frau“, welche im und um das Schloß herum spukt. Spielten Nebelfetzen um die alten Gemäuer meinte ich, dass die „weiße Frau“ nicht nur in den Räumen spukt, sondern auch außerhalb des Schlosses über das Muldental schwebt. Vielleicht ist es gar die Gräfin, welche ich einst mumifiziert in einem Sarge während einer Führung gesehen habe?

Der sogenannte Hof- und Hausmeister der Rochsburg namens Steffen,

wohnte mit seiner Frau und der kleinen Tochter Elfriede natürlich auch im Schloß. Sie sorgten dort für Ordnung und Sauberkeit und waren somit die guten Seelen für so manches Wohl und Wehe des Schlosses und seiner Bewohner.

So geschah es, dass an einem heißen Sommertag viele Wanderer das Schloß besichtigten. Es war gegen Mitternacht als der Hausmeister Steffen durch einen kräftigen Donnerschlag geweckt wurde. Ihm fiel es ein, dass er im Ahnensaal wegen stickiger Luft die Fenster offen gelassen hatte, er musste sie unbedingt schließen. Er stand an der nur angelehnten Tür, zog sie auf und ihm stockte der Atem. Am Fenster stand die „weiße Frau“. Der Hausmeister war erschrocken. Da er aber kein Feigling war, lief er leise mit großen Schritten hin zum Gespenst und gab diesem mit seiner kräftigen Hand eine schallende Ohrfeige. Das Gespenst schrie auf und entpuppte sich als seine eigene Frau.

Wie aber konnte dies passieren? Die Wohnung der Steffens war so groß, dass sich das Ehepaar getrennte Schlafzimmer leisten konnte. Jeder dachte zur selben Zeit an die geöffneten Fenster. Es gab damals weder farbige oder geblühte Nacht- und Unterwäsche, alles war weiß und oft mit zarter Spitze besetzt. Die Frau schaute versonnen in das vor ihr liegende Muldental.

So wurde das Rätsel um die „weiße Frau“ vom Rochsburger Schloß zumindest für mich ungewollt gelöst.

Elisabeth Modaleck, Burgstädt

Bohnenkaffee aus der Apotheke und Eier aus dem Schweinestall

serviert von Karli Fischer!

Wer die Zeit 1947 bis 1949 erlebt hat weiß auch, was eine Tasse Bohnenkaffee und ein Stück Streuselkuchen für einen Wert hatten. Zur Sache: Wir waren 4 Skatbrüder, von denen ich hier nur die Vornamen nennen möchte. Wir spielten in die Kasse, um das Geld bei einer günstigen Gelegenheit oder auf dem Schwarzmarkt auszugeben. Für das Geld konnte man so gut wie nichts kaufen. Bei Koch, Benno im „Muldenschlöbchen“ gab es Fassbrause und Schaumspise. Wenn man von diesem Zeug den Mund voll hatte, konnte man denken, man hätte beim Rasieren in den Pinsel gebissen. Helmut hatte Beziehungen zu Bohnenkaffee. Also wurde die Kasse gesprengt mit dem Beschluss, auch einen Streuselkuchen zu organisieren. Damals arbeitete ich in Waldenburg. Das war ein Landbezirk und ich musste bei vielen Bauern die Esse kehren. Da gab es hier und da auch mal ein Ei. Also hatte ich versprochen, für ein paar Eier zu sorgen. Eines Morgens kam ich in Callenberg auf einen Hof, wo gerade Ferkel beschnitten werden sollten. Aber keiner war da, um diese zu halten. Für jedes Ferkel wurde mir ein Ei versprochen, wenn ich es machen wollte. In Gedanken an den Streuselkuchen habe ich sofort JA gesagt. Aber ich war auch neugierig, wie das wohl geht. Acht Ferkel waren es, die ich fest in den Griff nehmen musste. Dabei habe ich richtig geschwitzt und war froh, wie das vorbei war. In der Küche gab es dann noch eine Fett- und eine Leberwurstbemme. Das war damals ein fürstliches Frühstück. Als ich die Esse gekehrt hatte, gab die Bäuerin mir die Eier und sagte mir, dass in der letzten Nacht ein Ferkel gestorben war. Das hätte noch einen Tag länger leben sollen, dann hätte ich ein Ei mehr gehabt. Zwei Eier hatte ich schon in einer abschließbaren Tasche, die am Fahrrad hing und legte die acht Eier dazu. Jetzt

war ich reich. Durch ein Missgeschick hatte ich am Nachmittag fünf Eier ausgeknackst. Was nun? Die waren so kaputt, dass ich sie nicht mehr mit nach Hause nehmen konnte. Da habe ich alle fünf ausgetrunken. Das war ein Fehler. Eine halbe Stunde später habe ich auf einem Feldweg alle wieder ausgebrochen. Aber mit den restlichen Eiern war der Streuselkuchen so gut wie gesichert. Erhard und Rolf besorgten den Rest und wir waren sicher, dass nichts mehr schief gehen konnte. Aber! Aber!

Die Kaffeebohnen, die Helmut tatsächlich gegen bares Geld gekauft hatte, verunglückten genauso wie meine Eier. Helmut hatte für sich Fensterfarbe besorgt, die in einer Blechdose war. Diese Dose war undicht und ein Teil der weißen Farbe war in den Kaffee gelaufen. Wir haben die Farbe in dem kleinen Büro in der Apotheke mit Küchenmessern und einem Kartoffelschäler so gut wie eben ging abgekratzt. Dann wurde der Kaffee gemahlen. Die kleinen weißen Punkte die man noch sehen konnte, haben wir mit der Pinzette herausgefischt und den Kaffee verkauft. Helmut besorgte neuen Kaffee bei dem die Bohnen viel größer waren. Die hätten sich bestimmt besser abkratzen lassen. Der Kaffee und der Kuchen haben uns gut geschmeckt. Wir haben viel gelacht dabei. Erhard sagte: „Man hat schon Pferde kotzen sehen vor der Apotheke und die hatten kein Pulver dagegen.“ Gegenüber in der Gaststätte „Stern“ haben wir in aller Ruhe noch 1, 2 oder 3 Bierchen getrunken. Es können aber auch viel mehr gewesen sein.

Karli Fischer, Wuppertal, Bezirksschornsteinfegermeister i.R.

Liebe Heimatfreunde,

nun liegt schon die 5. Ausgabe unseres „Lunzenauer Heimatblattes“ vor Ihnen. Als im Jahre 2003 die Idee zur Herausgabe eines Heimatblattes reifte, hätten wir nicht gedacht, welch große Resonanz der jährliche Streifzug durch die Lunzenauer Geschichte hervorruft.

An den zahlreichen Anrufen, Briefen und Mails stellen wir immer wieder fest, dass unser Leserkreis sich von Jahr zu Jahr erweitert.

Wir versenden die Heimatblätter inzwischen nicht nur in viele Teile Deutschlands, sondern auch bis nach Idaho in den fernen USA.

Auch diese Ausgabe enthält wieder zahlreiche interessante Beiträge. Wir hoffen, dass Ihnen diese abwechslungsreiche Mischung viel Freude bereitet. Ein riesengroßes Dankeschön an unsere Spender, mit deren Hilfe es uns jedes Jahr wieder gelingt, eine ansprechende Lektüre zu veröffentlichen.

Danke ...

Dieter und Celia Wiesemann
Friedrun und Wilfried Köhn
Hildegard und Walter Geißler
Karl und Lieselotte Ernst
Wolfgang Bönitz
Dietrich Lindner
Ida und Gerhard Hofmann
Wolfgang Pohlert
Ingeborg Kopmann
Brigitte und Rolf Hahn
Renate und Karl Fischer
Ilse und Heinz Winkler

Natürlich bitten wir auch in diesem Jahr wieder um Ihre Mithilfe!

Unsere Konto-Nr.: 3120000433, Bankleitzahl 87051000

Sparkasse Lunzenau

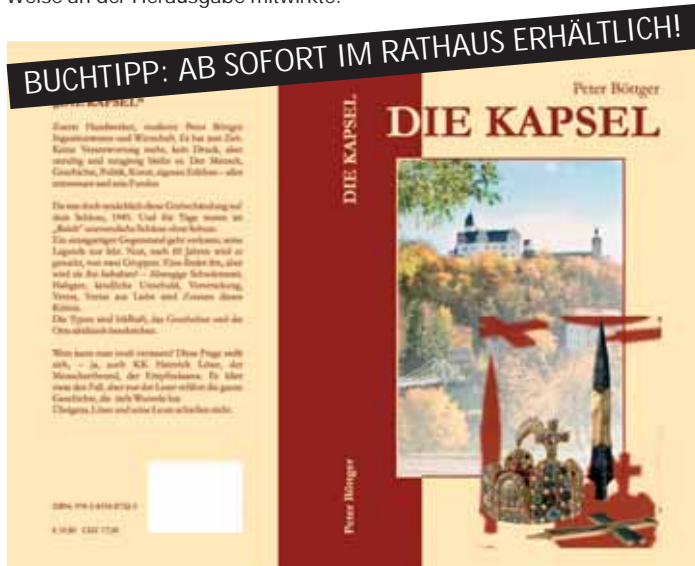
-Verwendungszweck Heimatblatt 2007.

Spender werden wir auch wieder im nächsten Heft gern beim Namen nennen.

Sollten sie weitere Exemplare beziehen wollen, vielleicht um diese zu verschenken, so teilen Sie uns das bitte mit.

Natürlich sind wir immer auf der Suche nach „Neuen“ und freuen uns über Beiträge, Fotos oder Erinnerungen, denn das Heimatblatt 2008 steht schon in den „Startlöchern“.

Einen Dank auch an unsere Ortschronistin Karin Mehner, die in bewährter Weise an der Herausgabe mitwirkte.



Originale

Peter Böttger

Jemand fragte mich, ob ich mich an Lunzenauer Originale erinnere. Bezogen auf Menschen ist ein Original laut „Wahrig“ *ein etwas verschrobener aber origineller Mensch* - Na danke! Da gefallen mir Urviech oder Einzelgänger besser. Denn die Originale aus meiner Kindheit und Jugend in Lunzenau, waren gar nicht verschoben. Sie waren urig, sie waren Typen und die meisten ganz einfach Urviecher, die mit Spaß Freude schenkten. Oder es waren stille Einzelgänger. Verbriefte Aussagen von ihnen, oder über sie, kenne ich nur wenige. Ein Beispiel für den sächsischen Hintersinn, der lustig und bitter zugleich sein kann: Meine Mutter fragte 1942/43 den Sägewerksbesitzer Brettschneider (!) nach ein paar Brettern, die dringend zum Ausbessern gebraucht wurden. Brettschneider sagte toderntst und langsam: „Frachn se Ende des Grieches mal nach.“ Aber nun zu den Originalen.



Da war der **Schlimper Gustav**. Der wohnte und arbeitete im Postamt. Aus meiner Frosch- oder besser Knirpsperspektive gesehen war er ein Riese. Seinen Bauch in blauer Postjacke trug er wie einen Ballon vor sich her. Die großen Jungs erzählten, Gustav ließe sich gern überall, wo etwas los ist, einladen, denn: „Bahn und Post, die saufen, wo's nischt kost.“ Sie behaupteten respektlos, in seinen riesigen Kessel passten etliche Krüge Bier. Im Sächsischen Hof, der Wirt hieß Gustav Amme, hab' ich es schließlich gesehen: Schlimper Gustav setzte ein großes Henkelglas an und mindestens die Hälfte vom Inhalt war auf einmal weg. Dann schob er die mächtige Unterlippe über den bierschaumträchtigen Schnauzbart und sog ihn hörbar aus. Beeindruckend. Und, hieß es, wenn alle anderen schon dreimal draußen waren, blieb Gustav sitzen. (Die Burschen formulierten, ihr ahnt es, drastischer!) Mein Gewährsmann erzählte mir: Gustav wurde von einem Brauereivertreter gebeten, in seinem Auftrag bei einem bestimmten Gastwirt Zeche zu machen. Gustav berichtete darauf im Bekanntenkreis: „Ich hab' der Brauerei keene Schande gemacht. Drei- und vierzig Glas Bier und zweimal warm gegessen.“ Zu uns Kindern war der imposante Mann lieb und nett. War er Witwer oder Junggeselle, wer weiß es? Jedenfalls scheint er nur zum Schlafen heim gegangen zu sein. Man sah ihn täglich auf der Suche nach Gesellschaft.



Bei der Post war auch **Reimanns Max** angestellt. Der war das *Urbild* eines Briefträgers. Piekisaubere dunkelblaue Uniform, lackglänzendes Mützenschild, tief eingedrückte Schulter vom Riemen der vollgeladenen schwarzledernen Tasche. Er brachte die Post ins Haus, bis in die Wohnung, auch treppauf, überall wo kein Briefkasten war. Geld zahlte er auch aus. Wenn er ein Päckchen brachte, kam es vor, dass er seine Tasche absetzte und beim Auspacken zusah, in der Hand ein Schnäpschen. Man konnte ihm auch Nachrichten auftragen, die er auf seiner Tour getreulich ausrichtete. Herr Reimann war still und freundlich. Laut und poltrig war dagegen **Illerts Karl**, Klempner, Raubein und der Jungen Lieblingsfeind. - Ich saß mit Manfred Hanisch auf einer Bordkante vor der Kirche. Wir sahen eine Frau, die in die Auslage des Buchbinders Dietze schaute. Karl stellte sich neben sie, beugte sich ebenfalls zum Fenster und strich der Frau mit der Hand über den Hintern. Sie fuhr herum und scheuerte ihm so eine, dass wir es klatschen hörten. Karl lachte laut. Weil auch wir lachten, die er nicht bemerkt hatte, drohte er uns mit der Faust und lief rot an. (Später waren wir gut Freund. Ich hatte auch nie „Blechfrosch“ gerufen, wie andere Briezel.) Einige Zeit hatte er sich mit seinem Kollegen, dem **Klempnermeister Nebel**, den nur gute Freunde „**Pfamb**“ nennen duften, in gemeinsamer Firma verbündet. Als plötzlich jeder wieder „Seins“ machte, sagte **Fischer Karli** im Muldenschlösschen im Beisein Nebels: „Firma Runks und Strunk ham sich getrennt.“ (Lautmalerei beachten!) Es gab wegen so einer Lappalie keine Beleidigungsklagen. Nebelpfamb und Fischer Karli konnten, jeder



auf seine Weise, die ganze Kneipe voller Leute in ihren Bann ziehen und saukomisch unterhalten. Man ging ja auch nicht nach Hause zum Fernsehen. Der Fischer Karli hatte eine breite Palette, die von verbalen Krachern über den Verzehr von Blumen aus der Vase, irre, akrobatische Sprungvorführungen im Freibad bis zum Balancieren auf dem Brückengeländer reichte. (Unfallfrei!) Sein Lächeln war das Till Eulenspiegels und ansteckend. Einen riesigen Eindruck hinterließ er bei Jung und Alt mit seinem fürchterlich qualmenden „Holzgaser“, mit welchem er zum Rollerrennen im

Wie viele Hundertliterfässer Salzgurken die Brave für Ihre Mitmenschen ausgeräumt hat ist Legende. Unwiederbringlich dahin ist der Geruch aus Salz-Gurken, Hering, Waschpulver, Schuhcreme, Erbswurst und vielen anderen Ingredienzien, der einem solchen Laden eigen war. An den



„**Dibelmaler Friedemann**“ (den Älteren!) erinnere ich mich ebenfalls noch, nicht nur, weil er zu und von seinen Kunden, gerne mehrmals täglich, mit bekleckerten „Dibbeln“ lief, sondern auch, weil er Magermilch zum Anrühren der Farbe für unsere Stube verlangte. Leim gab's nicht und Milch war auch knapp. Ach ja, und die brachte die immer gut gelaunte **Milchliesel** mit dem Handwagen.

Der Eisenwarenhändler Bönitz, sein Haus an der Ecke zum Anger steht nicht mehr, war immer ziemlich schlank, daher hieß er der „**Geist**“. Meine Verlobte, unwissend in Sachen Spitznamen, weil zugereist, sagte zu ihm: „Guten Tag Herr Geist.“ Er berichtigte sie sanft lächelnd und mit leiser Stimme.



Diese Unverwechselbaren wurden gemocht, weil man mit ihnen und über sie ganz ohne Häme lachen konnte und zwar auch, oder gerade, in schweren Zeiten; keiner hatte es leicht. Und deshalb muss an sie erinnert werden. Karli Fischer brachte es auf den Punkt, als ich ihn bat, die Veröffentlichung, was ihn

betrifft, zu genehmigen. Er sagte: „**Wir hatten nichts, aber wir hatten einen Haufen Spaß.**“ Danke Karli!

Peter Böttger



Stadtpark (Vogels Park) auftrat. Dieser Eigenbau aus Handwagen und Kanonenofen war der Hit. Für den Qualm sorgte nasses Gras.

Der alte gütige und stets ein bisschen nach Baldrian riechende **Ehrlichs Franz**, Schneider seines Zeichens, freute sich immer, wenn er eine Hose flicken oder Berufswäsche ausbessern durfte. Großer Besitz drückte ihn nicht und er konnte über den Lauf der Welt überhaupt nur lächeln. Er wäre auch nie auf den Gedanken gekommen, sich zu beschweren, weil ihm die findigen Postbeamten den Brief eines mit ihm wohl verquer liegenden Mannes und unbekanntes Urviechs zustellten. Die Aufschrift des Briefes:

„An den Schneidermeister zu Lunzenau, der nicht so ist wie er heißt.“ Ich habe das Kuvert nicht gesehen, nur mitgelacht, als die Sache im „Weißen Ross“ erzählt wurde.

Es gab noch mehr solche unverkennbaren Menschen. Zum Beispiel, na klar, die **Hempel Marie** (Betonung auf Ma... , für Nichtsachsen!) Sie hatte ihren winzigen Laden direkt neben der Versandrampe der Papierfabrik, wo den ganzen Tag Herr Saupes „Lanz Bulldog“ wummerte.



Hallo liebe Heimatblattleser in Nah und Fern!

Im Juni 2007 bekam ich von der Stadt Lunzenau 3 Hefte (Heimatblätter der Jahre 2004 bis 2006) über unsere Heimatstadt zugeschickt. Ich habe mich gefreut und gestaunt, wie viele Personen aus meiner Altersklasse - Jahrgang 1930 - sich an ihre Schulzeit und andere Gegebenheiten erinnern und in guten Artikeln wiedergegeben haben.

Die damalige Zeit 1942 bis 1945 war so turbulent, dass man gar nicht alles in Erinnerung behalten kann. Aber beim Lesen der eingereichten Berichte erscheint einem die damalige Zeit auf einmal ganz nah! Ich möchte mich in diese Berichte einklinken und versuchen, ein paar Lücken zu füllen. Meine Schulzeit war 1936 - 1944.

ich wohnte gleich neben der Schule Aufgang Hartberg, daran kann ich mich nicht mehr so erinnern. Ab 1939 wohnten wir in der Randsiedlung und der Weg zur Schule war so weit!!, da ich doch gar nicht so gern in die Schule ging! Ich war immer sehr pünktlich! Und unser Lehrer Friedel sagte oft statt „Heil Hitler“: „Der Müller ist da - wir können anfangen!“ Ein weiterer Lehrer war Oberlehrer Geißler (der „Seehund“ wegen seines Bartes). Rektor Herold war mir in der Schule nur durch seinen schönen schwarzen Rohrstock bekannt, aber den gab es nur bei besonders guten Streichen zu fühlen. Aber das plante man ja schon mit ein - kein Problem!

In den letzten zwei Schuljahren, 1942 bis 1943, gab es oft Unterrichtsausfall. Durch Kohlemangel und die einzige Bombe am Berthelsdorfer Berg waren etliche Scheiben kaputt gegangen und die Räume waren zu kalt zum Unterrichten. Wir hatten manchmal nur eine Stunde pro Woche! Es hieß: „Schularbeiten abliefern und neue mitnehmen!“

In dieser Zeit war unsere Schule auch besetzt. In den unteren Räumen, wo sonst Kochunterricht für die Mädchen stattfand, waren KLV-Kinder (Kinderlandverschickung) aus Krefeld und Kiel im Wechsel einquartiert. Ich entsinne mich, dass eine der beiden Gruppen im Saal des Sächsischen Hofes einen bunten Abend durchführte. Am Ende sangen sie ein Lied auf unser Städtchen. Der Refrain hieß „Kuchen-Lunzen, die dich kennen, die dich nennen, unser liebes kleines Lunzenau!“ Den weiteren Text dazu habe ich nicht mehr im Gedächtnis.

An zwei Schüler aus unserer Klasse (wir waren N oder B), kann ich mich noch gut erinnern. Es waren damals keine besonders fleißigen Schüler, aber in ihren Spezialfächern waren sie die Besten!

1. Für Liebings, Gerhard (Lieblingssperle) gab es wohl kein Tier und keine Pflanze in unserer Umgebung, die er nicht seitenweise im Aufsatz genauestens beschreiben konnte.
2. Wer malte die besten Bilder über Kohlenklau und dergleichen? Wer bastelte die besten Segelflugmodelle zur Vorführung auf dem „Biesch“ (Biesig) - Manfred Bartels!

Ich habe in meinem ganzen weiteren Leben nur ganz wenig Leute kennengelernt, die so schnell und korrekt Malen und Basteln konnten. Was wohl aus ihnen geworden ist?

In den Berichten wurde das Sammeln von Tee, Eisen und Altmaterial angesprochen. Auch das Schulsparen war ein Begriff und für die Besten gab es Preise (meist Bücher, Narvik usw.) Im Flur hing immer eine Liste an der man ablesen konnte, wer beim Sparen vorn lag. Über die anderen Sparaktionen berichte ich lieber nicht.

Da ich in den letzten zwei Schuljahren Zeitungsausträger war („Peniger

Zeitung“ 52 - 54 Stück, sie kosteten damals monatlich 1,75 RM, abzurechnen 1,50 RM, also 25 Pfennige Verdienst), war ich finanziell schon ein Finanz-Ass! Ich sparte immer so viel, dass ich knapp vorn lag. War wirklich mal einer besser und mein Geld war alle, habe ich mir vom Sparbuch Geld abgehoben und es noch mal gespart! Jedenfalls habe ich mir meist so die Prämie geholt.

Das Zeitungsaustragen hatte aber noch zwei weitere Vorteile. Ich brauchte nicht zum Konfirmandenunterricht und nicht zu diesem „blöden“ Jungvolkdienst am braunen Haus, wo mir ein fast gleichaltriger Jungschafftsführer marschieren beibringen sollte. Dabei wusste der nicht einmal, wie man im Wald aus einem lebendigen Busch eine Hütte baute. Ich hatte also immer eine Entschuldigung parat. Außerdem war mir das Spielen im Wald als Indianer lieber als das Exerzieren. Ja, ja! Zeitungen austragen war damals eine kriegsentscheidende, wichtige Arbeit!

Übrigens: Rektor Herold war ein Abonnent und von ihm bekam ich meist 25 Pfennige Trinkgeld! Zuckerbrot und Peitsche? - Nein er wohnte ja ganz am Ende der Stadt bei Küblers Fabrik und hatte wohl Mitleid mit mir, bei Wind und Wetter war es manchmal auch unangenehm.

Das waren in Kurzform ein paar „Zutaten“ zu den Berichten meiner Altersklasse, es gibt natürlich noch viele kleine Episoden, aber vielleicht haben andere Leser auch noch ein paar Erinnerungen! Noch kurz, mein Klassenzimmer war meistens die Nr. 14, die Hauptlehrer waren Herr Friedel und Herr Geißler, bei den Herren Merker und Bonitz war nur stundenweise Unterricht. Herr Krause ist mir nur aus den Anfangsjahren bekannt. Hat er nicht mit den älteren Schülern den wunderschönen Steingarten angelegt und versorgt? Das war da, wo jetzt der Schulneubau steht. Lehrer Krause soll nach seiner Entlassung in der DDR und seinen Wechsel in den Westen in der Nähe der holländischen Grenze noch Schulunterricht erteilt haben. Dann gab es noch den Lehrer Hasselmann, ich hatte 1950 noch einmal beruflich mit ihm zu tun, er war Vertreter für Molkereiprodukte. Ich vermittelte ihn damals an die Molkerei Großenhain, in der ich arbeitete. An Unterricht in Vogels und Lindemuts Fabrik kann ich mich nicht erinnern, bis 1944 jedenfalls nicht.

An W. Bönitz kann ich mich nicht mehr erinnern, aber dafür mehr an seinen Onkel. Er hatte ja für uns Kinder einen Superladen, in dem man einfach alles kaufen konnte was gebraucht wurde. Und wenn die Zeit der Ebchen (Eberesche) war, dann gab es bei ihm die besten Blasrohre aus Glas (eigentlich Laborbedarf), aber die zogen am besten!

Das soll mein erster Beitrag über die Schulzeit (1936 bis 1944 sein, für die Jahre 1945 und 1946 habe ich gute Erinnerungen, weil ich mit Amis und Russen zu tun hatte. Aber darüber werde ich vielleicht in einem kleinen Bericht im nächsten Heft schreiben.

Danke an alle bisherigen Einsender, ihre Berichte haben viele Erinnerungen in mir wachgerufen, die man schon fast abgeschrieben hatte. Aber wenn die Zeitzeugen nichts schreiben, wie soll die heutige Generation diese Zeit in ihr Leben einordnen? Wenn, wie berichtet, vor allem in der DDR, alles was mit der damaligen Zeit zu tun hatte, vernichtet wurde. Ich selbst hatte Probleme damit (Rentensache). Ich hoffe, dass sich noch einige ehemalige Lunzenauer melden und das Heimatblatt mit Berichten füllen.

*Johannes Müller
jetzt wohnhaft in Bad Fallingbostal (Lüneburger Heide)*

Erinnerung an vergangene Zeiten:

Da ich die Lunzenauer Heimatblätter 2004, 2005 und 2006 erst im Jahr 2007 erhielt, möchte ich doch einen kleinen Kommentar zu den zwei Artikeln über das Tanzen im Gasthof Cossen geben. Die Berichte haben mir gefallen und viele Erinnerungen wurden wach!

Auch ich gehörte zu den tanzwütigen Burschen, die keinen Tanz ausließen. Zu den benannten Kapellen gehörte noch das Orchester „Schwarz-Weiß“ dazu. Ein oder zwei Mal im Jahr gab es in Cossen Tanz am laufenden Band! Guido List und eine zweite Kapelle spielten im Wettstreit immer abwechselnd von 17.00 Uhr bis 24.00 Uhr. Guido war immer vorn und wir waren ziemlich KO.

Aber nicht nur Cossen war ein Magnet, auch die „Goldene Sonne“, der „Sächsische Hof“ in Lunzenau, der Gasthof Göritzhain und als große Alternative galt wohl der „Goldene Löwe“ in Burgstädt. Es waren zwar 8 km zu laufen, aber wen störte das damals? Die Peniger kamen ja auch zu Fuß zu diesen Orten. Aber bei all den schönen Tanzvergnügen fehlt doch etwas. Eine Person sorgte mit seiner Anwesenheit - und es war egal wo - für Stimmung. Ein Tanzabend ohne Karli Fischer war wie eine Suppe ohne Salz. Was haben wir immer über seine Einfälle gelacht! Nur zwei Beispiele: Er kam mit einem großen Koffer, stellte ihn auf den Tisch. Und was war drin? Eine große Fettbemme. Er hatte ein langes 4-Pfundbrot längs aufgeschnitten. Oder er kam als Urgermane - nur bekleidet mit einem Fell, in der Hand einen ausgerissenen Baum mit Wurzel usw. usw.! Vielleicht erinnert sich mancher Besucher von damals noch an seine Streiche?

Ich war viel mit ihm zusammen. Wir hatten auch eine eigene Tischfahne „Reserviert für die 5 Zylinderboys“, denn wir sind mit Stock und Zylinder los zum Tanzen. Auf jeden Fall hatten wir von 1946 bis 1949 viel Spaß in Cossen und es war trotz allen damaligen Umständen eine unvergesslich schöne Zeit.



Der Cossener Bahnhof im Jahre 1905

Durch unseren Ortswechsel in den Westen riss der Kontakt zwischen Karli Fischer und mir ab, bis wir uns durch Zufall nach 40 Jahren in Wuppertal wiederfanden. Nach mehrmaligen Treffen (unsere Ehepartner lachten herzlich über unsere Erinnerungen an die Streiche in Cossen und Umgebung) reifte der Gedanke, im Jahr 2008 das Stadtfest in Lunzenau zu besuchen und wir hoffen dabei recht viele (natürlich nur in Jahren) alte Gesichter wiederzusehen. Beim Schreiben dieser Zeilen kommen so viele Erinnerungen, dass man nur noch schreiben möchte. Aber vielleicht haben andere Leser der Heimatzeitung auch noch Erinnerungen zu bieten.

Mit Gruß aus der Lüneburger Heide

Johannes Müller

Aus der Kirchenchronik - man beachte den Satzbau!

„Das Unglücksjahr 1781, in welchem der große Brand, der größte den Lunzenau je erlebt hat, fast die ganze Stadt in Asche legte, begann bald zu Anfang mit einem ganz eigenartigen Unglücksfall, der am 27. Januar vor sich gegangen ist:

Am genannten Tage, nachm. zwischen 3 und 4 Uhr ist des Großmüllers Meister Carl Gottlieb Wecks Sohn, ein Knabe von 11 Jahren, Christian Gottlieb genannt, bei der Kleinmagd Maria Rosina Stein, welche aus dem Dorfe Altschillen gebürtig ist, in der Oberstube des Großvaters Gottlieb Weck, wo sie die Stube aufräumt. Allda hängen an der Wand 2 geladene Pistolen; der Knabe nimmt eine von der Wand und beim Wiederaufhängen geht die Pistole los und die Kugel geht der Magd in den Leib und durch das dicke Bein wieder heraus, so dass sie durch Verbluten hat des Nachts sterben müssen. Dann aber kam am 8. April dieses Jahres der unglückliche Tag, den unser Ort je erlebt hat, der furchtbare Brand, der fast ganz Lunzenau in Flammen aufgehen ließ, so dass es daraufhin gleichsam aus der Asche neu erstand.“

Von Lunzenau

auf die Rheinwiesen bei Bad Kreuznach

Als Gärtnergehilfe zog ich am 01. Juli 1940 mit 18 Jahren in den Krieg. Im Februar 1945 sollte ich mit dem Marineschützenbataillon 316 an der Ostfront bei den Seelower Höhen den Vormarsch der Roten Armee mit aufhalten helfen. Auf dem Weg des Truppentransportes von Ostfriesland nach Osten wurden mir bei Wilmersdorf im Kreis Angermünde bei einem amerikanischen Tieffliegerangriff am 21. Februar 1945 beide Beine zerschossen.

Im Kreiskrankenhaus Angermünde notdürftig versorgt, ging es mit einem Lazarettzug wegen der herannahenden Front in Richtung Westen. Der Zufall wollte es, dass der Transport nach Glauchau in Rochlitz anhält. Unterstützt von zwei Leidensgenossen verließ ich den Transport, um mich mit Hilfe von Eisenbahnern nach Lunzenau in Marsch zu setzen.

Da mich der Amtsarzt Dr. Hellmich infolge entsprechender Weisungen nicht langfristig behandeln durfte, musste ich, unterstützt von Helfern des Roten Kreuzes, das Reservelazarett Burgstädt aufsuchen. Mein Lazarettaufenthalt erfolgte vom 10. März bis 20. April 1945.

Als plötzlich die Sirenen heulten und den sogenannten Feindalarm auslösten, verließ ich das Lazarett in Richtung Lunzenau. Natürlich war meine Frau erschrocken, als ich in voller Uniform vor der Tür unserer Hohenkirchener Wohnung stand.

Um nicht untätig herumzusitzen half ich, auf einen Stock gestützt, im Konsum meiner Frau beim Verkauf von Lebensmitteln.

Eines Tages, etwa Anfang April, rückten amerikanische Soldaten in Lunzenau ein. Bereits am 20. April 1945 wurden alle Männer aufgefordert, ob verwundet oder nicht, sich auf dem Markt in Lunzenau einzufinden. Hier wurde kurzer Prozess gemacht. Ein großer Lkw fuhr vor, wir wurden aufgeladen und über ein Zwischenlager in Hartmannsdorf bis auf die Rheinwiesen in Büdesheim in der Nähe von Bad Kreuznach verfrachtet. Alle Lunzenauer trugen Zivil. Unter freiem Himmel verbrachten wir hier die Zeit bis zum 23. Juni 1945. Jeder, welcher einigermaßen konnte, hatte sich inzwischen eine Grube ausgehoben und wenn möglich mit Pappe ausgelegt, um so zu übernachten.

Nach einiger Zeit wurden unter den Gefangenen Freiwillige für den Bergbau in Belgien bzw. Frankreich gesucht. Mein mit mir gefangengenommener Schulkamerad Georg Helbig sagte zu mir: „Wir haben uns einmal freiwillig gemeldet, nun nicht noch einmal.“

So hatten wir unser Soldbuch behalten, welches den Freiwilligen abgenommen wurde. Inzwischen wurden an den verschiedensten Ecken des Lagers die Flaggen allerlei Länder gehisst, z. B. Polen, Ungarn, Tschechoslowakei und eventuell noch andere. Dort versammelten sich diejenigen die vorgaben, aus diesen Ländern zu stammen. Am Ende waren hier wir Sachsen die einzigen Deutschen, die den Krieg verloren hatten.

Eines Tages hieß es: „Wer sein Soldbuch noch hat, wird entlassen. Entlassen wird aber nur in die amerikanische Besatzungszone.“

Zum Glück war einer unter uns, der infolge seiner Englischkenntnisse zum Lagerdolmetscher aufgestiegen war. Er kann Horst Barthel heißen haben. Dieser ließ uns wissen, dass die Amis mit Sicherheit in Borna bei Leipzig ständen. So kam es, dass wir Lunzenauer zum größten Teil nach Borna entlassen wurden. Mit Datum 23. Juni 1945 auf dem Entlassungsschein wurden wir wieder, je zu 100 Mann, auf offenen Lkw von den Rheinwiesen bis nach Altenburg gekarrt. Von dort sollte jeder zu Fuß sehen, wie er nach Hause kommt.

Unser Weg ging erst einmal nur bis Langenleuba-Niederhain, wo uns eine US-Streife in eine Scheune verfrachtete. Ausgeschlafen und hungrig konnten wir am nächsten Tag unseren Marsch fortsetzen. Die Freude meiner Eltern war riesengroß, als ich wohlbehalten und semmelblond vor ihnen stand. „Deine Frau ist bei den Russen.“ sagte mein Vater und jagte mir einen gehörigen Schreck ein. Da zu dieser Zeit aber die Zwickauer Mulde die Grenze zwischen den Besatzungsgebieten der Russen und Amerikaner war und sich meine Wohnung über dem Konsum in Hohenkirchen befand, war der Schreck bald überwunden. Zu unserer Freude war die Telefonleitung zwischen der Lunzenauer und der Hohenkirchener Konsumverkaufsstelle noch intakt und so konnte ich meiner Frau meine Ankunft in der Heimat melden.

Nach der Neueinteilung der Besatzungsgebiete zogen sich die USA-Truppen nach kurzer Zeit auch aus Lunzenau nach Westen zurück und übergaben den Russen das Besatzungsregime. Nun war auch die Familie Loge wieder vereint. Mit neuer Kraft und Zuversicht war es uns vergönnt, an zahlreichen Aufgaben beim Wiederaufbau unserer Heimatstadt mitzuwirken.

Kurt Loge

Ernst-Thälmann-Straße 20

18069 Rostock

Erinnerungen von Herrn Walter Pfefferkorn

Ich möchte etwas über meine Heimatstadt schreiben. Es soll um die Umgebung der Park- und Fabrikstraße gehen, zunächst um die Villa Vogel. Damals war ich noch ein Kind.



Aufgefallen sind uns jedes Jahr zwei Frauen, die während des Sommers in der Villa wohnten und einen Reitknecht mit zwei Pferden mitbrachten. Für die Pferde gab es einen Stall. Tagsüber gingen die Frauen im Park spazieren, in den sonst niemand hinein durfte. Aber wir Kinder kannten ihn besser als die Damen und fanden immer ein Schlupfloch.

Unterhalb der Villa liegt die Parkstraße, deren erstes Haus Zeins Emil gehörte und an deren Ende der Direktor der Papierfabrik Wagner wohnte. Dann kam die Wilhelmstraße mit dem ehemaligen Kindergarten der Fabrik Vogel, der sogenannten Anstalt, und ganz hinten das große eiserne Tor. Ich kann mich noch an die Namen der Leute, die dort wohnten, erinnern. Nun kommt die Neugasse mit meinem Geburtshaus ganz vorne rechts und die Fabrikstraße mit den zwei Feuerwehrhäusern.



Unten, wo die Elsbach gestaut wird, stand noch die alte Wasserkläre, die später abgerissen wurde. An dieser Stelle wurde das Gebäude mit den gelben Ziegeln, so wie es heute noch steht, gebaut. Aber bevor der Bau losging, stand die Fabrikstraße voller gelber Ziegelsteine, an denen sich alle Leute geholfen haben. Auch unser Ziegenstall bedurfte einer Erneuerung. Wann die neue Fabrik fertig gebaut war, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls gab es nun einen Übergang zwischen dem alten und neuen Fabrikgebäude. Und das war gut für uns Kinder, denn wenn es regnete stellten wir uns dort unter. Auf der alten Seite gab es eine große Waage, auf der die Kohlewagen gewogen und danach im Pfortnerhaus eingetragen wurden. Auf der Neubauseite wurde eine Dampfleitung unter der Straßendecke installiert und die Steine waren schön warm unter unseren nackten Kinderfüßen. Von hier aus schauten wir zu, wenn die großen Kohlewagen abgewogen wurden.

Vogels hatten 12 schwere Pferde mit kurzen Schwänzen und 2 Kutschpferde. Mit denen wurde der Herr Kommerzienrat vom Cossener Bahnhof abgeholt. Natürlich mit einem Landauer. zu dieser Zeit gab es noch keine Autos. Ich kann mich noch gut erinnern, dass der Herr Vogel nicht sehr groß war. Sein erster Weg führte immer ins Pfortnerhaus um nachzuschauen, ob alle Kohlewagen eingetragen waren. Dann ging er hinter ans Wehr und prüfte, ob das Wasser überlief. War das der Fall, konnte er sehr böse werden, denn es musste durch die Turbine erst Geld bringen.

Im Jahr 1911 war der König von Dresden mit seinem Gefolge nach Lunzenau eingeladen. Essen und Trinken spielte sich im Park ab. Das gefiel so manchem nicht. Der König hatte zu tief ins Glas geschaut und so kam der Herr Kommerzienrat nicht zu seinem Ziel - der Adelstitel blieb aus.

Viel Lohn gab es bei Vogels nicht, aber verhungert ist auch niemand. Die Leute hatten fast alle etwas Vieh, einige hatten eine Kuh, Ziegen, Schafe und Hasen. Der Hasenverein hatte in den Jahren zwischen 1925 bis 1933 guten Zuspruch. Der Hasenverein hatte in Arnsdorf bei der „Schillereiche“ etwas Land und eine Scheune. Die brannte irgendwann ab und wurde nicht wieder aufgebaut. Lange Zeit wurde so der niedrige Lohn ausgeglichen. Die Frauen saßen zu Hause am Spinnrad oder besserten die gewebten Teppiche aus. Sie verdienten so auch noch ein paar Pfennige dazu.

Während der großen Arbeitslosigkeit war bei Vogels Vollbeschäftigung. Leider ist nun die Weberei nach langem Leerstand abgerissen worden.

Die Nachkommen vom Kommerzienrat Hermann Vogel haben der Städtischen Kunstsammlung Chemnitz zwei Ölgemälde geschenkt. Das erste Bildnis zeigt den Fabrikant so, wie ich ihn noch von vor 1925 kenne. Seine Frau Gertraud habe ich nicht gekannt, ihr Bild wurde 1915 gemalt. Die Firma wurde 1837 gegründet auf den Namen Vogel & Stelling Company. Lunzenau, den 21. März 2007

Walter Pfefferkorn

Leider verstarb Herrn Walter Pfefferkorn im August diesen Jahres im Alter von 96 Jahren.

Neulehrerin in Rochsburg



Es war ein trüber Novembertag des Jahres 1944, als ich mit meiner Mutter und meinem jüngsten Bruder mit einem Flüchtlingstransport aus Ostpreußen kommend in Burgstädt eintraf. Goldap, meine Geburts- und Heimatstadt, war bereits im Oktober als erste Stadt Deutschlands von der Sowjetarmee eingenommen worden. Mein Vater war noch an der Front, mein ältester Bruder mit 21 gefallen und mein Bruder Fritz vermisst.

In Rochsburg, bei dem Papier- und Pappenfabrikanten Braun, fanden wir ein neues Zuhause. Dort verlebten wir die letzten Kriegstage. Wenn die anglo-amerikanischen Bomber anrückten, um Chemnitz oder Dresden zu zerstören, liefen wir Schutzsuchend in den nahegelegenen Bahntunnel.

Doch auch dieser furchtbare Krieg ging einmal zu Ende. Rochsburg wurde zunächst amerikanische, dann sowjetische Besatzungszone. Mein Vater kam heim und fand bei Brauns Arbeit als Kraftfahrer. Ende 1947 fanden wir nach langem Suchen über das Deutsche Rote Kreuz in Genf meinen Bruder Fritz. Nun war der Rest der Familie beisammen. Damals schworen wir uns: Nie wieder Krieg, Flucht und Vertreibung vom deutschen Boden zuzulassen.

Eines Tages sagte ein Arbeitskollege zu meinem Vater: „Du, Deine Tochter wollte doch immer Lehrerin werden, die suchen welche.“ Mit „die“ war der Aufruf der Landesverwaltung Sachsen und der antifaschistisch-demokratische Block der Parteien zur Heranbildung von Neulehrern gemeint.

Ich bewarb mich und wurde nach mehreren Prüfungen, gemeinsam mit Lothar Krügel und Herbert Götze, auch angenommen. Doch der erste Schock folgte bereits bei der Aufnahmefeier in Rochlitz. Herr Dr. Luther, ein großer, stattlicher Herr, der die Antrittsrede hielt, sagte u. a.: „Meine Damen und Herren (Herren waren es kriegsbedingt nicht viele), wie Sie wissen ist die Kapazität unseres Kurses weit überschritten. Wir werden in Kürze noch eine Prüfung durchführen und dann wird sich die Spreu vom Weizen teilen!“

Spreu vom Weizen teilen - mehr hörte ich nicht

mehr. Spreu oder Weizen? - so ging es in meinem Kopf herum. Doch am nächsten Morgen fuhr ich wieder nach Rochlitz in der Gewissheit, Weizen zu werden.

In einem Schnellfeuertverfahren von acht Monaten wurde ich mit anderen Teilnehmern zum Neulehrer ausgebildet. Was wir alles in dieser kurzen Zeit gelernt haben, ist unbeschreiblich. Es galt, das Allgemeinwissen aufzufrischen und zu erweitern, also hatten wir Deutsch, Mathematik, Physik, Chemie usw., hinzu kamen Pädagogik, Methodik und Psychologie und als Fremdsprache Russisch. Psychologie hatten wir bei Herrn Rolf Vogel aus Lunzenau. Besonders gefiel uns, wenn er uns mit der Tiefenpsychologie von Freud bekannt machte oder mit Hypnose experimentierte. Wir hatten überhaupt hervorragende Lehrer.

Wie im Flug verging die Zeit und - im August gerade neunzehn geworden - war ich am 1. September 1946, dem Weltfriedenstag, Neulehrerin in Rochsburg. Die Schule, die heute Wohnhaus ist, hatte damals fast 120 Schüler. Schulleiter war ein junger Altlehrer, Herr Kramer. Er teilte die Schüler nach Klassenstufen auf und dem Schwierigkeitsgrad entsprechend behielt er eins und zwei, sieben und acht, und ich bekam drei, vier, fünf und sechs. Nun ging es im Mehrstufenunterricht quer durch alle Fächer. Nur Nadelarbeit und Sport erteilte Frau Hoffmann. Für mich begann die schönste Zeit meines Lebens, Abends, wenn Eltern und Geschwister schliefen, lernte ich. Die Hausangestellte von Brauns, Irmgard Gahler, gab mir ihr altes Realembuch und mit ihm, den Direktiven der Schulbehörde und später den sehr anschaulichen Materialien vom Verlag Volk und Wissen bereitete ich mich auf den Unterricht für den nächsten Tag vor.

Einige Hürden mussten allerdings auch noch genommen werden. Ich verstand zunächst kein sächsisch und wusste nicht gleich, dass „Erpern“ Kartoffeln sind, eine „Hitsche“ eine Fußbank und ein „Asch“ eine große Schüssel ist. Meine Schüler wiederum wussten anfangs nicht, dass ich mit den Begriffen „Wruke“ eine Kohlrübe und mit „Glumse“ Quark meinte. Aber es dauerte nicht lange. Wir fanden bald eine gemeinsame Sprache und fühlten uns insge-

samt sehr wohl in unserer Rolle. Als Beispiel für dieses gegenseitige Vertrauen möchte ich folgende Begebenheit anführen:

Wir hatten in der Schule zwei Klassenräume. Im Winter aber wurde, um Heizmaterial zu sparen, nur einer geheizt. Also hatten wir Schichtunterricht. Ich hatte gerade mit meiner Klasse Geographie und war in Spanien. Dort war es soll hell und warm, dass wir Raum und Zeit vergaßen bis der Hausmeister im Zimmer stand. Bestürzt fragte ich ihn, was er wolle, ich hätte doch noch bis 18.00 Uhr Unterricht! Da lachte er und meinte, 18.00 Uhr wäre längst vorbei.

Ja, das waren die Rochsburger Schüler in den Jahren 1946 bis 1950. Mit einigen habe ich heute noch Kontakt. Heinz Baumgart z. B. besucht mich regelmäßig mit seiner Frau, wenn er im Sommer an der Ostsee weilt. Ich muss aber auch sagen, dass wir Neulehrer, die wir alle recht jung waren, an manchen Wochenenden mit unseren Schülern nach Elsdorf schwimmen gingen oder zur Höllmühle oder ins Brausetal wandern.

Aber eine schlimme Sache will ich auch nicht verschweigen. Nach dem Krieg gab es vor allem zwei Dinge, die jedem Angst und Schrecken einjagten. Das waren Tbc (Tuberkulose) und Geschlechtskrankheiten. Eines Tages erteilte mir Herr Kramer den Auftrag, den älteren Schülern über letzteres und ihre Verhütung aufzuklären. Ich dachte ich sterbe, da ich weder in Theorie noch in Praxis Erfahrungen mit diesem Thema gemacht hatte. Nicht genug, dass es die Rochsburger Schüler waren, es kamen noch die älteren aus Arnsdorf hinzu. Ich las und las alles, was ich ausfindig machen konnte und als ich vor der Klasse stand, fürchtete ich, dass mich die Schüler auslachen oder auspeifen würden. Aber nichts dergleichen geschah. Still wie die Mäuschen lauschten sie meinen Ausführungen und gingen dann ruhig und friedlich nach Hause.

Ja, das waren noch Zeiten, wird so mancher denken, der heute diese Zeilen liest. Gegenseitige Achtung und Disziplin waren noch Werte, die es zu beachten galt. Ich bin stolz auf das, was wir als Neulehrer erreichten. Unsere Schüler konnten Lesen, Schreiben und Rechnen und zu benehmen wussten sie sich auch. Aber all das wäre ohne die Eltern nicht möglich gewesen. Ich denke heute noch mit großer Hochachtung daran, dass sie mir, der „Jungschon“ und der „Fremden“ ihre Kinder anvertrauten und ich danke ihnen dafür. Neulehrer in Rochsburg gewesen zu sein, war für mich nicht nur ein unvergessenes Erlebnis, es war auch das Fundament meines weiteren Lebens und Wirkens.

Wenn es etwas zu feiern gibt, komme ich nach Lunzenau. Stets besuche ich Rochsburg, wo ich meine Jugend ver- und erlebte. Als ich das letzte Mal im „Burgblick“ bei Bilzens wohnend , durch den Ort schlenderte, blieb ich gedankenverloren oberhalb des „Muldenschlösschens“ vor einem Hausaufgang stehen und sagte so vor mich hin: „Dort hat einmal Elfriede Röhrborn gewohnt, das Mädchen mit den schönen, langen, blonden Zöpfen. Plötzlich rief eine Frau auf dem Treppenaufgang stehend: „Elfriede Röhrborn, das bin ich und wer sind Sie?“ „Fräulein Sperling!“ antwortete ich und wir lagen uns in den Armen - und das nach 60 Jahren.

Oberstudienrätin Hildegard Geißler, Graal-Müritz

Die Geschichte des Sächsischen Hofes in Lunzenau (Markt 5)

Aus dem Zeitraum von 1572 bis 1880 ist von diesem Grundstück Folgendes bekannt:

Jahr	Ereignis
1572	brannte das auf dem Grundstück stehende Gebäude ab. Danach lag das Grundstück als "Wüste Stelle".
1620	begann der Aufbau eines Gebäudes, das als Rathaus und Gaststätte genutzt werden sollte.
1635	vernichtete ein Großbrand das Gebäude wieder.
1732	kaufte der Gerichtsschöffe Johann George Götzinger diese "Wüste Stelle" von der Stadt. Götzinger errichtete darauf ein Wohngebäude mit einem kleinen Ausschank. Er erhielt das Recht, als einziger Lunzenauer Gastwirt, Wein auszuschenken. Dieses Privileg bestand bis ins 19. Jahrhundert.
1867	trug die Schankwirtschaft den Namen "Herbstsche". Besitzer war ein Herr Herbst.
1875	wurde das Haus nach Baumaßnahmen "Gasthaus Thalia" genannt. Eine Theatergruppe namens "Thalia" hatte in Lunzenau ihren dauernden Spielort. Der Leiter dieser Gruppe war Hermann Langhans.
1880	ist Friedrich Anton Hölzel der Besitzer der Schankstätte. Trotz Baumaßnahmen sind Teile des Hauses baufällig.
1883	kaufte Otto Bernhard Lüpfer den Gasthof. Unter seiner Regie erlebte das Haus seine Blütezeit als kulturelles Zentrum der Stadt.



Woher kam und wer war Otto Lüpfer? Vom Waisenkind - zum Hotelbesitzer

Am 23. Oktober 1850 wurde Otto Lüpfer als 10. Kind der Eheleute Gottlieb Lüpfer und seiner Frau Rosine, geb. Pfefferkorn in der Kellermühle in Lunzenau geboren (heute Mühlenweg 2, Praxis Dr.med.Böttger).

Seine Mutter war die Tochter des Bauern Tobias Pfefferkorn aus Oberelsdorf. Sein Vater stammte aus dem Bauernhof der Lüpfer in Niederelsdorf, nahe Lunzenau.

Gottlieb Lüpfer war 20 Jahre im Besitz der Kellermühle, einer mit der Wasserkraft des Elsbaches angetriebenen Getreidemühle.

Als Otto 9 Monate alt war starb sein Vater. Mutter Rosine konnte die Mühle alleine nicht weiter betreiben. Die Mühle wurde versteigert und die Witwe zog mit 6 noch unmündigen

Kindern in die Altenburger Strasse in Lunzenau. Tragischer Weise starb die Mutter, die von den Kindern noch so dringend gebraucht wurde, schon im Jahre 1856. Dadurch war Otto mit 6 Jahren ein Waisenkind.

Die beiden in Niederelsdorf lebenden Oheime der Kinder : Gotthold Lüpfer, jun. und Friedrich Lüpfer wurden als Vormünder bestellt.

Verwandte nahmen je ein Kind auf.

Otto wurde von dem Bauern Gotthold Fritzsche aufgenommen, der zu der Zeit Besitzer des Erblehngerichtsgutes Niederelsdorf, heute Hauptstraße 97, war. Gotthold Fritzsches Frau Christiane war eine Schwester von Ottos Vater. Es ist überliefert, daß Otto dort gute, lehrreiche Jugendjahre erlebte.

Von September 1865 bis Juni 1866 lernte er beim Schmiedemeister Landgraf in Wechselburg. Er verließ diese Lehre und nahm sie sogleich beim Schmiedemeister Weber in Altschillen wieder auf. Dort wurde er 1868 "losgesprochen", d.h. er wurde Geselle. Anschließend arbeitete er in der Lunzenauer Schmiede. Kurze Zeit besaß er eine Schmiede in Limbach. Es zog ihn aber wieder in seine Heimatstadt Lunzenau. Die intensive Bautätigkeit in Sachsen in dieser Zeit erforderte große Transportkapazitäten für Baustoffe, wie Kiessand und Porphy. Das veranlaßte Otto Lüpfer, ein Fuhrunternehmen zu gründen. Zweispännig und vierspännig soll Otto mit seinem Unternehmen Porphyrgestein von den Rochlitzer Steinbrüchen nach Göhren zum Bau der Göhrener Brücke und nach Lunzenau und Umgebung transportiert haben. Der genaue Zeitraum dieser Tätigkeit ist nicht dokumentiert. Im "Faszikel über Bausachen in Lunzenau" ist dokumentiert, daß Otto B. Lüpfer 1883 Besitzer der Schankwirtschaft am Markt war.

Aufstieg und Blütezeit des Hotels Sächsischer Hof in Lunzenau

Bereits vor dem Kauf war die Bausubstanz der Schankstätte verbessert worden.

Ab 1883 arbeitete Otto als Gastwirt und als Bauherr. Noch 1883 erfolgte der Umbau des Saales, im Vorderhaus wurden Treppen und eine Wohnung eingebaut und der Anbau eines Seitenflügels abgeschlossen.

Um 1890 kaufte Otto Lüpfer ein Flurstück, das sich von der Peniger Straße (Höhe Schillereiche) bis in den Tränkgrund erstreckte und als "Obstwiese" bezeichnet wurde. Apfel- und Birnbäume, Kirschen- und Pflaumenbäume wurden gepflanzt. Die Obstgehölze wurden mit Beerensträuchern, insbes. roten Johannisbeeren, unterpflanzt. Eine kleine Scheune diente der Unterbringung von Gartengerätschaften. Der Garten lieferte Frischobst und "Kompotts" für das Hotel, die Familie und für die Mitarbeiter. Der Garten war bekannt und beliebt, da dort gutes und schmackhaftes Obst verkauft wurde und große Gartenfeste gefeiert wurden. Bis zum Beginn des ersten Weltkrieges 1914 waren diese Gartenfeste ein fester Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens in Lunzenau.

1895 wurde das Saalgebäude umgebaut und Stallungen und Aborte wurden im Erdgeschoß eingebaut.

Die Familienmitglieder waren in den laufenden Betrieb von Hotel und Restaurant ständig eingebunden, was sicher oft problematisch war.

Um 1906 erfolgte nochmals ein genereller Umbau des Hauses. Die Fassade zum Markt wurde im Jugendstil neu gestaltet. Im Erdgeschoß entstanden großzügige Gasträume und eine moderne Küche.



Das Hotel hatte nunmehr einen großen und einen kleinen Saal, vorzügliche Fremdenzimmer und Wohnräume. Die Fremdenzimmer hatten bereits elektrisches Licht und Zentralheizung. Im Haus gab es Bäder. Am Ufer der Zwickauer Mulde lag das zum Hotel gehörige Gartenrestaurant.

So machte das Haus auch von der Seite der Zwickauer Mulde aus einen repräsentativen Eindruck.



Vermutlich in diesem Jahr erhielt die Gaststätte den Namen "Sächsischer Hof".

Restaurant und Hotel im Sächsischen Hof hatten einen guten Ruf, wodurch es nicht an Gästen fehlte. Erhaltene Speisekarten dokumentieren ein reichhaltiges, preiswertes Angebot. Theaterveranstaltungen, Konzerte, Kinoabende, Tanzveranstaltungen und festliche Bälle, Vereinsveranstaltungen und Familienfeste wurden veranstaltet. Bemerkenswert ist, dass es um 1905 in Lunzenau 14 Gaststätten und 1 Café gab. Der Sächsische Hof war zum kulturellen Zentrum der Stadt Lunzenau geworden.

In all diesen Jahren hatte Otto Lüpfer mit großem Fleiß und gutem Erfolg seine Gastwirtstätigkeit betrieben. Durch seine und seiner Frau Güte und Liebenswürdigkeit wurde ihr Gasthof zu einer neuen Heimat für seine Geschwister und deren Kinder. Nur einer konnte nur einmal zu ihnen kommen. Das war sein Bruder Franz Lüpfer, der in Penig Tischler gelernt hatte, nach Amerika auswanderte und in Clarksville im Staate Virginia erfolgreich eine Möbelfabrikation aufbaute. (siehe Lunzenauer Heimatblatt des Jahres 2005, „Ein Lunzenauer in Virginia“). Ein Familienbild der Familie Otto B. Lüpfer ist erhalten. Das jüngste Kind trägt Mutter Anna noch unter ihrem Herzen.



Otto B. Lüpfer starb im Jahr 1926.

Nach seinem Tod wurde der Sächsische Hof durch seine Witwe Anna Lüpfer, geb. Rewesa und seinen Schwiegersohn Emil Nagel bis zum Jahr 1930 weiter betrieben. Danach wechselten die Besitzer häufig.

1954 wurde der Sächsische Hof geschlossen.

Lunzenau / Berlin im Oktober 2007

Klaus Lüpfer

Der „Sächsische Hof“ in Lunzenau

WOLFGANG BÖNITZ

In der Februarausgabe 2007 der „Lunzenauer Nachrichten“ war ein kurzer aber interessanter Bericht über die Entwicklung der bekannten Gaststätte „Hotel Sächsischer Hof“ enthalten, der meine eigenen Erinnerungen an dieses schöne Haus am Marktplatz wachrief. Tatsächlich war der „Sächsische Hof“ - wie auch in dem Bericht beschrieben - lange Zeit eines der bedeutendsten Häuser in Lunzenau und für alle möglichen Zwecke genutzt worden.

Meine Erinnerungen beginnen mit einer Ausstellung der Kaninchenzüchter im Spätherbst 1940 im großen Saal des Hauses. Mit meiner Mutter besuchte ich (damals neun Jahre) diese Ausstellung, an die ich mich deshalb wohl erinnere, weil das Gewicht eines Häufchens Angorawolle geschätzt werden sollte. Jeder Besucher gab eine von ihm angenommene Gewichtsangabe ab, die mit Namen notiert wurde. Zum Schluss wurde das Gewicht mit einer Waage exakt festgestellt. Es waren 315 Gramm. Warum ich das noch weiß? Nun, meine Mutter hatte genau diesen Wert geschätzt und gewann den Hauptpreis, ein schon fast ausgewachsenes Kaninchen. Wir nahmen es mit nach Hause und da damals in jedem Haushalt Kaninchen gehalten wurden, hatten wir auch einen Stall und das gewonnene Karnickel dann einen Platz bei uns. Aber nicht sehr lange, zum Weihnachtsfest musste es das Leben lassen und wir ließen uns den köstlichen Braten gut schmecken.

Im Sommer 1942 nahm ich als Pimpf in einem Chor der Schule auf der Bühne Aufstellung und sang mit an einem so genannten Elternabend. Meine Mutter behauptete später, ich hätte fürchterlich gesungen. Wie sie das wohl beim Chorgesang festgestellt hat?

Im Januar 1943 beging das Naziregime den zehnten Jahrestag der „Machtergreifung“. Es waren gerade die Tage, als der Kampf um Stalingrad für die deutsche Wehrmacht verloren war und die Stimmung überall sehr gedrückt, denn niemand wusste, wie dieser fürchterliche Krieg weiter gehen und schließlich enden würde und wer alles noch sein Leben dabei lassen musste.

Der Saal im Sächsischen Hof war vor allem deshalb gefüllt, weil man die Schüler zur „Feier“ am Abend beordert hatte. Der Saal war fast finster, denn alle Fenster waren wegen der häufigen Luftalarme verdunkelt und mit dem Strom für die Beleuchtung ging man auch sehr sparsam um. Herein marschierten einige SA-Leute mit viel Krach, Kommandos, Fahnen und Marschmusik und dann hörten wir noch die laut geschriene Rede irgendeines Nazis. Eine bedrückende Stunde.

Lunzenau hatte in den Kriegsjahren mehrere Klassen aus luftkriegsgefährdeten Gebieten aufgenommen. Einmal veranstalteten die Schüler aus Kiel einen Nachmittag im Sächsischen Hof, über den ich schon vor Jahren einmal in den Lunzenauer Nachrichten berichtete. Dabei wurde das folgende Lied von den 13 bis 14-jährigen Schülern der 5. Knabenmittelschule Kiel, Iltisstraße 82-84, gesungen, die nach schweren Luftangriffen auf Kiel in weniger gefährdete Gebiete, im Rahmen der sogenannten „Erweiterten Kinderlandverschickung“ nach Lunzenau evakuiert wurden. Die Darbietung erfolgte während der o. g. von den Schülern und ihrem Lehrer, Herrn Rudolf Brack, organisierten Veranstaltung im Frühjahr 1944 im großen Saal des „Sächsischen Hofes“, zum Dank an die Gastgeber und Pflegeeltern aus Lunzenau. Herr Brack ist zugleich der Verfasser des Liedes.

Die Veranstaltung der Kieler Schüler - eine Besonderheit mitten im „totalen Krieg“ - wurde von den eingeladenen Lunzenauer Einwohnern begeistert und mit großem Beifall aufgenommen. Das Lied wurde gesungen nach der Melodie des alten Seefahrerliedes: „Wir lieben die Stürme, die brausenden Wogen, der eiskalten Winde raues Gesicht...“

Wir singen ein Loblied zum Preise dem Städtchen, so eng in die Arme der Mulde geschmiegt, mit heimlichen Gäßchen und winzigen Lädchen, mit Gärten, wo köstliche Frucht sich wiegt.

Kuchen - Lunzen!

Du mein liebes, Du mein kleines, Du mein liebes, kleines Lunzenau!

Die Heimat zu schauen, hat Gott uns begnadet, wir standen auf Ostmarks' ragenden Höh'n, wir haben in Wogen der Ostsee gebadet und streiften durchs Muldental, lieblich und schön.

Kuchen - Lunzen!

Die Dich kennen, die Dich nennen unser liebes, kleines Lunzenau!

Wie prangen mit üppigen Ähren die Breiten, wie locken die Wälder mit harzigem Duft!

Welch köstlich Verweilen, welch Klettern und Schreiten durchs Brauselochthal, durch die Amtmannskluft!

Kuchen - Lunzen!

Wir Dich kennen, wir Dich nennen unser liebes, kleines Lunzenau!

(*Gemeint ist Österreich, das nach der Annektierung durch Deutschland von 1938 bis 1945 offiziell „Ostmark“ genannt wurde.)

Dann war im April 1945 der Krieg für die Lunzenauer zu Ende. Die in Lunzenau stationierten Truppen der US-Armee nutzten jetzt das Haus und vor allem die Küche des Sächsischen Hofes für die warmen Mahlzeiten ihrer Soldaten. Wir standen mit knurrendem Magen vor dem Tor, sahen in die offenen, duftenden Kochgeschirre und beneideten die Soldaten in diesen Augenblicken sehr. Besonders das als Beilage gegebene weiche Weißbrot schien uns eine Köstlichkeit zu sein. Später wussten wir dann, welch pappige Sache das Brot in Wahrheit gewesen ist. Hinter dem Hotelingang war auf der linken Seite eine Pinnwand mit Passbildern deutscher Frauen und Mädchen angebracht, vor denen die Soldaten wegen des Verdachtes auf Geschlechtskrankheiten gewarnt wurden. Für uns war nur die große Überschrift lesbar, deshalb wussten wir, um was es dabei ging. Näher heran, um zu erkennen wer da abgebildet war, kamen wir bei dem ständig bewachten Eingang nicht.

Schon Ende Juli 1945 fand an einem Sonntag der erste Tanzabend nach sechs Jahren Pause wieder statt, der bereits am Nachmittag begann. Es spielte das „Klingende Herz“, eine kleine aber sehr gute und lebendige Lunzenauer Kapelle, die sich sofort nach Kriegsende formierte. Der Saal war überfüllt, die Stimmung phantastisch; endlich konnten die jungen Leute nach langen Kriegsjahren wieder fröhlich tanzen. Sie vergaßen in diesen Stunden alle Not, die damals noch außerordentlich groß war. Die Kapelle spielte am Abend allein siebenmal das Lied der Caprifischer, die „in weitem Bogen die Netze“ auswarfen. Ich stand am Eingang, schaute zu und war ebenfalls bester Stimmung. Ich war Lehrling im ersten Lehrjahr und konnte natürlich noch nicht tanzen, hatte auch nicht das notwendige Alter für den offiziellen Besuch einer Tanzveranstaltung. Aber die Stimmung begeisterte auch mich.

Gegen 21 Uhr machte ich mich auf den Heimweg. Am nächsten Abend erschien ein Angestellter der Stadtverwaltung bei uns und übergab mir einen Zettel, wonach ich als Strafe für mein Zuschauen beim Tanzen - man hatte mich also beobachtet und notiert, aber nicht angesprochen - verurteilt wurde, an sechs aufeinanderfolgenden Abenden das Postgebäude bis 24 Uhr zu bewachen.

Ziemlich verdattert bin ich auch am ersten Abend dahin gegangen, stand im Freien herum und war am nächsten Tag nicht recht ausgeschlafen. Dann ging meine Mutter mit dem Zettel zur Stadtverwaltung und teilte dort mit, dass sie mich angewiesen habe, das Postgebäude ohne meine Bewachung seinem Schicksal zu überlassen. Die Ursache für meinen „Strafbefehl“ war eine Anweisung der sowjetischen Besatzungsmacht, wonach wichtige öffentliche Gebäude zu bewachen waren. Da die Stadtverwaltung keine Leute für diesen Job hatte, auch nicht wusste, wie das bezahlt werden sollte, ahndete sie jedes kleine Vergehen mit einer solchen Auflage. Im Herbst 1946 fanden die ersten (und für lange Zeit auch die letzten) demokratischen Wahlen nach dem Krieg für die Gemeinderäte statt. Der große Saal im Sächsischen Hof war im Wahlkampf der Ort für sehr herzhaftes Auseinandersetzen zwischen den einzelnen Parteien. Für uns sehr junge Leute war das an manchem Abend eine hochinteressante Angelegenheit, die wir intensiv verfolgten. Es gab ja noch kein Fernsehen, keine Computerspiele oder sonstige Unterhaltung, da waren solche herzhaften Diskussionen bei denen wir eine ganze Menge lernten, sehr beliebt. Am Wahltag war der Sächsische Hof auch die Wahlzentrale, in der die Ergebnisse der einzelnen Wahllokale eingingen und zusammengefasst wurden. Mit einem Freund stand ich am Abend vor dem Haus, als ein älterer Bürger herauskam und betrübt sagte, dass die Linken die Wahl verloren hätten. So war es auch und für lange Zeit stellte dann die „Blockpartei“ CDU den Bürgermeister in Lunzenau.

Etwa bis 1950 fanden dann regelmäßig Konzert- und Tanzveranstaltungen im großen Saal des Sächsischen Hofes statt. Es waren wunderschöne Abende mit zum Teil großartigen Orchestern, wie Wolfgang Grellmann vom Sender Chemnitz und dem damaligen sächsischen Swingkönig Karl Walter, mit so hervorragenden Solisten wie dem Trompeter Horst Fischer, dem „Fischerhackel“. Aber die Konkurrenz z.B. in Cossen, im Volkshaus (der „Sonne“), und dem „Goldenen Löwen“ in Burgstädt war auch recht präsent und das ziemlich erfolgreich.

Im Herbst 1951 erlebte ich noch einen herrlichen Auftritt des Dresdener Kreuzchores im überfüllten Saal des Sächsischen Hofes, der einen ganz tiefen und bleibenden Eindruck bei allen Besuchern hinterließ. Aber dann war es auch für mich mit den Besuchen in diesem schönen Haus vorbei, denn einmal veränderte ich aus beruflichen Gründen meinen Wohnort und zum anderen änderte der Sächsische Hof bald darauf auch seine Bestimmung.

Was blieb, sind schöne Erinnerungen an eine lebhaftige Zeit.

1209 - 2009 800 Jahre Hohenkirchen

Aus der Geschichte des Dorfes Hohenkirchen
Aufgezeichnet von Erhard Zschage

„Hohenkirchen ist ein kleines, freundliches Dörflein, das eine Kirche, Pfarre und Schule hat, liegt am rechten Ufer der Zwickauer Mulde, auf einer bedeutenden Anhöhe, wovon es ohnstreitig den Namen hat,“ so beschrieb 1843 Pastor Friedrich August Türschmann den Ort, in dem er von 1805 bis 1845 Gemeindepfarrer war.

Im Jahr 2009 steht Hohenkirchen - seit 1956 eingemeindet in die Stadt Lunzenau - ein rundes Jubiläum bevor: 1209 wurde das Dorf erstmals urkundlich erwähnt. Nach übereinstimmenden Angaben von LÖSCHER und PFAU übertrug in jenem Jahr, genau am 10. Februar 1209, Markgraf Konrad von der Ostmark die Pfarre im Dorf Hohenkirchen mit zehn Hufen und angrenzendem Wald, eine Besitzung, die vorher dessen Vasall Gunther von Rochsburg inne gehabt hatte, dem Kloster Buch bei Leisnig. Allgemein wird die erste urkundliche Erwähnung eines Ortes als Gründungsdatum angenommen, obwohl die betreffenden Dörfer oder Städte schon früher entstanden sein können.

So nimmt Heimatforscher Hermann LÖSCHER an, dass Hohenkirchen schon vor der Schenkung 20 Jahre lang im Besitz Günthers gewesen ist. Im Zusammenhang mit der Gründung des Klosters Zschillen im Jahre 1168 geht LÖSCHERS Vermutung sogar soweit, dass Hohenkirchen schon damals bestanden haben muss, weil die zur Kirche Hohenkirchen gehörenden Orte Cossen und Göritzhain im Jahre 1174 dem Kloster Zschillen geschenkt worden sind. Dafür spricht auch weiterhin die Tatsache, dass im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts im Rahmen der Christianisierung die ersten und damit ältesten Dorfkirchen im Burgward Rochlitz in Hohenkirchen und Rochsburg entstanden sind.

Wann aber genau das Dorf gegründet wurde, liegt wie so vieles aus dieser Zeit im Dunkel der Geschichte. Ziemlich sicher ist jedenfalls, dass bereits in der Jungsteinzeit, im 3. Jahrtausend v. Chr., die nicht mit Wald bedeckten Flußbänken im Muldental von Menschen besiedelt waren. Davon zeugen steinzeitliche Funde (Steinbeile, Spitzhau) in Waldenburg, Rochsburg und auf Cossener Flur. Von Rochlitz aus erstreckte sich eine solche Offenlandschaft, die stellenweise durch Sümpfe und Wald unterbrochen war, an der Mulde hinauf bis nach Zwickau. Die ersten Bewohner des Gebietes waren germanische Stämme verschiedener Kulturen. Im Zuge der großen Völkerwanderung um 600 n. Chr. haben diese Ostgermanen ihr angestammtes Gebiet verlassen und sind nach Süden zur Donau hin und weiter nach Italien abgewandert. In die entvölkerten Landschaften sind dann Slawen (Sorben) aus dem böhmischen Raum zuerst in das Elbtal eingewandert und haben sich allmählich über das ganze Gebiet westlich der Elbe bis an die Saale ausgebreitet, die damit zur Ostgrenze der Westgermanen wurde.

Die eigentliche urkundlich belegte Geschichte des heutigen sächsischen Raumes beginnt im 10. Jahrhundert mit der sogenannten deutschen Ostkolonisation. Der im Jahre 919 zum deutschen König gewählte Sachsenherzog Heinrich I. (in der Quedlinburger Stiftskirche beigesetzt) und dessen Sohn und Nachfolger Otto I. (im Magdeburger Dom bestattet) eroberten in mehreren Feldzügen die slawischen Siedlungsgebiete östlich der Saale bis zur Elbe und brachten sie unter deutsche Kontrolle. Es bildete sich die Mark Meißen heraus, die im Auftrag der deutschen Könige und Kaiser über Jahrhunderte hinweg von Markgrafen regiert wurde. Die Mark war in Gauen und Burgwarden als Herrschafts- und Verwaltungseinheiten gegliedert. Das Rochlitzer Gebiet lag im Gau Chutizi. Der Burgward Rochlitz bildete mit den Ortschaften Göhren, Großschlaidorf, Göritzhain, Cossen, Hohenkirchen und Lunzenau die Südspitze dieses Gaues. Im Jahr 1046 wird Rochlitz erstmals urkundlich erwähnt.

Die Errichtung der deutschen Herrschaft im Sorbenland war gegen Ende des 11. Jahrhunderts abgeschlossen. Die Slawen waren teils vertrieben oder zum größeren Teil mit Rechten und Pflichten unter deutsche Verwaltung gestellt worden. Im 12. und 13. Jahrhundert erfolgte dann die eigentliche Kolonisierung der Mark durch die Ansiedlung deutscher Bauern aus den alten deutschen Stammesgebieten westlich der Saale. Franken, Flamen, Thüringer und (Nieder)sachsen kamen ins Land. Sie ließen sich in den ehemaligen Sorbendörfern nieder oder gründeten neue Dörfer auf „wilder Wurzel“, indem sie den vorhandenen Urwald rodeten. Nach Angaben von Karlheinz BLASCHKE, einem hervorragenden Kenner sächsischer Geschichte, soll die Rodung des Waldes südlich von Rochlitz um 1170 erfolgt sein.

Es steht die Frage, war Hohenkirchen eine alte sorbische Gründung oder wurde das Dorf von deutschen Kolonisten angelegt? Da es keine handfe-

sten Belege dafür und dagegen gibt, gehen die Meinungen dazu auseinander. Für erstgenanntes spricht, dass das Dorf als Rundling mit einem runden Dorfanger in der Mitte angelegt ist, denn die Sorben siedelten überwiegend in solchen Rundweilern mit kleinen, unregelmäßig angelegten, blockförmigen Feldern, die leicht mit dem Hakenpflug zu bearbeiten waren. Die Kolonisten aus dem Westen legten dagegen überwiegend Straßen- bzw. Waldhufendörfer an. Im Straßendorf stehen die Gehöfte zu beiden Seiten einer geraden Straße eng beieinander. Die dazugehörigen Felder, befinden sich in Gemengelage und sind in Gewanne eingeteilt. Jeder Bauer erhält auf einem Gewinn einen Streifen, den er nach den Regeln der Dreifelderwirtschaft bebaut. In Waldhufendörfern liegen die Höfe gestreut in weitem Abstand meist zu beiden Seiten eines Tales oder eines Baches. Jeder Bauer besitzt sein Flurstück direkt an den Hof anschließend.

Sicherlich lassen sich nicht alle Dörfer Sachsens in ein solches Schema pressen: Rundling gleich sorbischen Ursprungs, Straßen- oder Waldhufendorf gleich deutsche Gründung. Zu bedenken gilt es weiterhin, dass die Sorben nur in den Offenlandschaften in Flussnähe siedelten, Waldrodungen haben sie kaum durchgeführt. Nun liegt aber das Dorf Hohenkirchen auf einer Anhöhe, 255 m über NN, der Höhenunterschied zu Lunzenau (die Muldenbrücke liegt 180 m ü. NN) beträgt rund 75 Meter, und ist ein Ort in dem die Wasserversorgung ohne vorhandene Quelle von jeher schwierig war. Hinzu kommt, dass der Wald rings ums Dorf gerodet werden musste. Probleme, denen die Sorben, wie geschichtlich anderwärts bekannt, aus dem Weg gegangen sind. Geht man davon aus, dürfte Hohenkirchen keine sorbische Gründung, sondern von deutschen Siedlern angelegt worden sein. LÖSCHER dagegen setzt auf ein anfängliches Sorbendorf, dass von den eingewanderten Kolonisten in Besitz genommen und dessen Feldflur neu aufgeteilt wurde.

Eine weitere Überlegung ist, dass dem Dorf eine strategische Funktion zugekommen sein könnte, denn es liegt zwischen zwei Flussübergängen, der Mulde und der Chemnitz, deren Furten seiner Zeit eine wichtige West-Ostverbindung waren. Da laut PFAU nach dem großen Dorfbrand im Jahre 1747, dem auch die Kirche zum Opfer fiel, bei der Freilegung der Kirchgrundmauern aus romanischer Zeit „schießschartenähnliche romanische Rundbogenfenster“ zutage traten, könnte sie eine Wehrkirche gewesen sein und das Dorf in Gestalt einer Wagenburg angelegt worden sein. Wie dem auch sei: Ober-Hohenkirchen ist noch heute das alte Rundangerdorf in etwa der gleichen Größe wie vor rund 800 Jahren!

Genauso wie das Gründungsdatum Hohenkirchens nicht genau bekannt ist, wissen wir auch nichts darüber, wer die ersten Bewohner des Ortes waren. Deutsche Bauern wurden um 1170 zur Besiedlung des Landes angeworben. Die meisten Kolonisten, die in das Gebiet zwischen Rochlitz und Chemnitz kamen, stammten nach Angaben von WEBER aus dem Rheinland. Dort hatten immerwährende Fehden zwischen den kleineren Feudalherren zum Ruin vieler Dörfer geführt. Auch das zunehmende Bevölkerungswachstum spielte für die Auswanderung eine Rolle. Im Osten konnten die Aussiedler neues Land und mehr Freiheit gewinnen. Meist kamen ganze Sippen ins Land, die auch hier zusammenblieben und Dörfer gründeten.

Die Kolonisten kamen nach langer und beschwerlicher Reise mit ihren Ochsen gespannen an. Dabei stellte sich ihnen bei ihrer Ankunft im Sorbenland ein großes Hindernis entgegen: die Mulde. Es gab noch keine Brücken, lediglich Übergänge in Form von Furten, so in Waldenburg, Penig und Rochlitz. Später gab es auch in der Herrschaft Rochsburg einige Furten, auch in Lunzenau, am Anger, gab es bis in neuere Zeit eine Furt. Die Muldenbrücke in Lunzenau wird erst 1327 erwähnt.

Unter unsäglichen Mühen haben die Siedler den Gebirgswald „Miriquidi“ (Dunkler Wald), der weite Teile des heutigen Sachsenlandes bedeckte, mit Axt und Feuer gerodet. Die Kolonisierung erstreckte sich über einen Zeitraum von 100 Jahren. Nach BLASCHKE sind durch die Einwanderung deutscher Bauern im 12. und 13. Jahrhundert in Sachsen 4000 neue Dörfer entstanden. Um 1300 soll die Einwohnerzahl auf 400 000 gestiegen sein und sich damit verzehnfacht haben.

Aus diesen bekannten und teils urkundlich belegten Fakten lässt sich bezogen auf die Entstehung des Dorfes Hohenkirchen folgendes zusammenfassend aussagen:

Die Rochsburg entstand um 1170, zu dieser Zeit wurde auch der Wald südlich von Rochlitz durch die deutschen Kolonisten gerodet und das Kloster Zschillen, heute Wechselburg, 1168 gegründet. 1174 wurden die Dörfer Göritzhain und Cossen dem Kloster Zschillen geschenkt. Da die

beiden Dörfer auch heute noch zum Kirchspiel Hohenkirchen gehören, und dessen Kirche zu den ältesten im damaligen Burgward Rochlitz gehörte, müsste auch das Dorf Hohenkirchen - mit einer Kirche, die im Rahmen der damaligen Christianisierung des Sorbenlandes eine herausragende Bedeutung hatte - **um etwa 1160 bis 1180** entweder von den deutschen Kolonisten auf wilder Wurzel gegründet oder als ehemaliges Sorbendorf in Besitz genommen worden sein.

Das Reich wurde in dieser Zeit von Kaiser Friedrich I, genannt Barbarossa, (1152 - 1190) regiert. Markgraf von Meißen war Otto der Reiche (1156 - 1190). Dessen Vater und Vorgänger Konrad der Große (1123 - 1156) hatte die Erbfolge unter seinen fünf Söhnen so geregelt, dass die beiden älteren Söhne Otto und Dietrich die Mark Meißen bzw. die Ostmark mit der Niederlausitz erhielten. Konrads dritter Sohn, Dedo, bekam die Grafschaft Groitzsch und das Land Rochlitz. Denn bereits der Stauferkönig Konrad III. (1138-1152) hatte die „provincia Rochelez“ im Jahre 1143 dem Markgraf Konrad dem Großen aus dem Hause Wettin geschenkt.

Graf Dedo von Wettin ist auch der Stifter des Klosters Zschillen und Gründer der romanischen Kirche in Wechselburg. Bei der Anwerbung der Siedler aus dem ca. 500 Kilometer entfernten Rheinland nutzte Graf Dedo laut WEBER seine verwandtschaftlichen Beziehungen zum Erzbischof von Köln.

Das Dorf Hohenkirchen gehörte von seiner Besiedlung an zur Grundherrschaft Rochsburg bzw. Wechselburg. Ob aber Günther von Rochsburg als Besiedler (Lokator) des Ortes angesehen werden kann, ist nicht zu belegen. Fakt ist aber, dass Günther seit 1190 bis 1235 mehrmals als Zeuge in verschiedenen Urkunden genannt wird. Woher Günther kam, ist nicht bekannt. Vermutlich war er einer jenen edelfreien Adligen, die sich in Vasallendienste eines größeren Grundherren begaben und dafür mit Land belehnt wurden. So ist er wohl in den Besitz der Herrschaft Rochsburg gekommen. Nach 1235 muss er gestorben sein, über seine Erben fehlen die Urkunden. Wann das Patronat über die Pfarre Hohenkirchen vom Kloster Buch an das Kloster Zschillen übergang, ist nicht ersichtlich. Vielleicht, so nimmt PFAU an, bekam das Kloster Buch Schwierigkeiten mit dem Patronat, als die Altenburger Burggrafen die Herrschaft übernahmen. Denn 1283 werden neue Besitzer der Rochsburg erwähnt: die Burggrafen von Altenburg. Es ist seit 1235 wieder die erste, die Burg betreffende Urkunde. Danach ereilt die Rochsburg und damit auch die dazugehörige Grundherrschaft eine wechselvolle Besitzergeschichte: 1325 gingen Burg und Herrschaft an die Burggrafen von Leisnig, 1503 kam die zu diesem Zeitpunkt ausgebrannte Burg an die Herren von Ende. Im Jahre 1547 wurde die Burg im Schmalkaldischen Krieg von kurfürstlich-sächsischen Truppen erneut niedergebrannt und geplündert. Der Besitzer, Wolf von Ende, sah sich gezwungen, die Rochsburger Grundherrschaft für 60000 Gulden an die Herren von Schönburg zu veräußern. Die Schönburgs konnten damit ihre umfangreichen Besitztümer im oberen Tal der Zwickauer Mulde erweitern. Die Familie von Schönburg ist ein fränkisch-thüringisches Adelsgeschlecht, deren Besitzungen bis ins 19. Jahrhundert hinein den Status der „Reichsunmittelbarkeit“ hatten, das heißt, sie bezogen ihre Macht und ihr Recht unmittelbar von Kaiser und Reich und unterstanden so nicht den sächsischen Kurfürsten. Sie hatten sogar eine eigene Behördenorganisation mit Beamten. Seitdem gehörte Hohenkirchen zur Herrschaft der Schönburgs. Die Eigenregierung ihrer Besitzungen endete erst im Jahr 1838 durch die behördliche Eingliederung in den sächsischen Staat.

Schriftliche Aussagen über die Bewohner von Hohenkirchen sind erst aus dem 16. Jahrhundert vorhanden, jetzt erst gibt es ortstatistische Quellen. So wird in der Festschrift „750 Jahre Hohenkirchen“ ein Brief aus dem Kloster Zschillen von 1518 zitiert, in dem es über die Einwohner von Hohenkirchen heißt, der Ort habe „8 besessene man, under welchen ayner eyn gerthner“. Von der Schönburgischen Herrschaft in Wechselburg sind zwei Urkunden aus den Jahren 1557 und 1581 erhalten, die sehr ausführlich über die dazugehörenden Dörfer und deren Einwohner berichten. Die von LANGER veröffentlichten Einwohnerlisten nennen für das Dorf Hohenkirchen folgende Einwohner von 1581: „Hans Kretschmar 1 Lehen; George Beyer 2 Lehen; Gregor Kramer 1 1/2 Lehen; Bartel Beyer 1 Garten; Peter Dalheim 1 Lehen; Hans Beyer 1 Lehen; Hans Kretschmar und George Richter 1 Lehen; Hans Kretschmar 6 Ruten; Valten Kretschmar 1 Lehen.“

Auch Pfarrer Türschmann muss in seinem Beitrag in der „Sächsischen Kirchengalerie“ von 1843 feststellen, dass „Nachrichten über Hohenkirchen aus den früheren Zeiten, außer den in den Kirchenbüchern von 1641 an, nicht vorhanden sind.“

Aus späteren Zeiten weiß aber dieser langjährige Hohenkirchner Pfarrer Interessantes von Kirche und Dorf zu berichten. So schrieb er in dem genannten Artikel:

„Am 27. September 1747 ist die eine Seite des Dorfes Hohenkirchen durch Brand verunglückt und dabei Kirche, Pfarre und Schule von den Flammen verzehret worden. Sechs Jahre darnach, am 5. November, wurde das neu erbaute, noch jetzt stehende Gotteshaus eingeweiht, daher auch von dieser Zeit an das Kirchweihfest in den ersten Tagen des Novembers, Montags nach Allerheiligen, gefeiert wird.

Das Kirchengebäude ist hell und freundlich und befindet sich nebst dem mit einer Mauer ganz umgebenen Kirchhofe, der auch zugleich Gottesacker ist, an der nördlichen Seite des Dorfes.

In der Durchsicht des Kirchturmes hängen 2 Glocken, von denen die größere 1753 in Dresden gegossen und die kleinere neuerlich zweimal, das erste mal in Chemnitz und seitdem wieder in Apolda umgegossen worden ist. Die auf dem Kirchturm befindliche und längst schon angeschaffte Uhr, welche Viertel- und ganze Stunden schlägt, ist ein sehr gutes Werk, das sich bisher in sehr brauchbaren Zustand erhalten hat.

Das bald nach der Kirchweihung von Johann Christoph Oestreich und Gottfried Bellmann aus Euba und Augustusburg erbaute Orgelwerk macht jetzt noch seinen Verfertiger Ehre und thut auch bei zahlreicher im Gotteshaus versammelter Gemeinde, die erforderliche und gewünschte Wirkung. Unter den Altargefäßen befindet sich ein silberner und vergoldeter Kelch, auf welchen zu lesen ist: Ao. Dom. Millesimo CCCL Ovario, woraus sich einigermaßen auf das Dasein des Orts und der Kirche vor 500 Jahren schließen lässt.

Seit 1809 sind Kirche, Pfarre und Schule zu wiederholten Malen in der größten Gefahr gewesen, durch Feuer verheeret zu werden, dreimal bei ausgebrochenen Feuersbrünsten und zweimal beim Einschlagen des Blitzes in den Kirchturm. Seit 1834 am 6. Juli, wo das letzte Mal der Blitz in den Kirchturm fuhr und nicht nur den oberen Theil desselben größtentheils, sondern auch noch an dem Kirchengebäude, bis auf den Erdboden herab, Holz- und Mauerwerk zerriß und zerschmetterte, dass eine bedeutende Reparatur nöthig wurde, ist das Gotteshaus mit einem Blitzableiter versehen worden. Das Pfarrhaus ist bequem eingerichtet, jedoch sind Reparaturen nöthig, die wohl nicht mehr lange zu verschieben sind.

Das Schulhaus hat einen zu beschränkten Raum, besonders ist die Schulstube für die Anzahl der zu unterrichtenden 170 bis 180 Schulkinder, auch wenn sie geteilt werden, nicht groß genug, weshalb auch ganz neuerlich die Vergrößerung der Schulstube und des Schulhauses, so wie auch die Ausschulung der Kinder einer Gemeinde zur Sprache gekommen ist.

Die Besetzung der geistlichen Ämter in Hohenkirchen stehet dem Erlauchten Herrn Grafen Carl Heinrich Alban von Schönburg, Besitzer der Herrschaften Vorderglauchau, Penig und Wechselburg zu.

Der erste Pfarrer in Hohenkirchen, welcher um die Zeit der Reformation angestellt gewesen ist, hat, wie in einer alten gedruckten Chronik zu lesen ist, Erhardt geheißten.“

Als Pfarrer in Hohenkirchen zählt Türschmann auf.

Jeremias Berger	1609
Philipp Faber	1612
Lorenz Göllner	1614 - 1641
Paul Geißler	1641 - 1665
Abraham Alberus	1682 - 1701
Johann G. Scheubner	1701 - 1730
Joh. Gottfried Sittner	1733 - 1774
Christian Gottl. Hahmann	1774 - 1797
Christian Gottl. Henrici	1797 - 1804
Friedr. August Türschmann	1805 - 1845
August Heinrich Lohmann	1845 - 1858*
Gustav Schuberth	1858 - 1882*
Ernst Otto Bürger	1882 - 1915*

*) ermittelt aus den Akten des Schönburgischen Amtes Wechselburg

Von den Schullehrern konnte Türschmann laut Eintragungen in den Kirchenbüchern nur die folgenden nennen:

Jakob Göllner	(1644)
Georg Wießner	(1696)
Gottlieb Hellmuth	(1723)
Johann M. Alberus	(1752)
Johann Michael Polster	(?)
Chr. Gottlieb Lindemuth	(1813)
Carl Feucker	(1828)
Gottfried Eißner	(nach 1828)

Zum Kirchspiel Hohenkirchen gehörten zur Zeit Pfarrer Türschmanns(1843):

Hohenkirchen, Amt Wechselburg,	136 Einwohner
Cossen, Amt Wechselburg,	107 Einwohner
Göritzhain, Amt Wechselburg,	456 Einwohner
Berthelsdorf, Amt Rochsburg,	230 Einwohner
Helsdorf, Amt Rochsburg,	111 Einwohner



Hohenkirchen, nördlicher Teil: (1) Kirche, (2) Gasthof, (3,4) Schule

Foto: Gerd Zschage 1995

Besitzer der Bauerngüter in Hohenkirchen - nach Dokumenten der Herrschaft Schönburg, Amt Wechselburg						
1581	1728	1740	1748	1755	1848	1903
Hans Kretschmar 1 Lehen (L)	Jacob Härtling 1L	Christian Winkler 1L	Christian Winkler 1L	Christian Winkler 1L	Chr.Gottf.Zschage Gut	Lina Zschage
Georg Beyer 1 Lehen	Hans Krutsch 1L	Hans Krutsch 1L	J.Michael Krutsch 1L	J.Michael Krutsch 1L	Joh.Gottfr.Lohmann Hufengut	Richard Sparborth
Gregor Kramer 1,5 Lehen	Hans Hämpel 1 L	Hans Hämpel 1L	Hans Hämpel 1L	Samuel Hoppe 1L	Carl Gottl. Höhle Hufengut	Richard Backmann
Bartel Beyer 1 Garten (G)	Jacob Michael 1 L	Jacob Michael 1L	Jacob Michael 1L	Jacob Michael 1L	Joh.Gottl.Meinig 2x1/2 Hufengut	Hermann Köthe
Peter Dalheim 1 Lehen	Hans Cramer 1 L	Hans Cramer 1L	Hans Cramer 1L	Hans Cramer 1L	Joh.Gottfr. Kühn Hufengut	Hermann Fritsche
Hans Kretschmar/ & Georg Richter 1 Lehen	Christian Köhler 1 L	Christian Köhler 1L	Christian Köhler 1L	Christian Köhler 1L	Johann Weinrich Hufengut	Hermann Meinig
Hans Kretschmar 6 Ruthen (R)	Gottfried Franke 1 L	Gottfried Franke 1L	Gottfried Franke 1L	Gottfried Franke 1L	Johann Schulze 6 Ruthen Garten	Hermann Kühn
Valten Kretschmar 1 Lehen	Michael Richter 12 R	Daniel Liebing 12R	Christian Franke 12R	A.Gerstenberger 12R	Friedrich Geiler 6 Ruthen Garten	Wilhelm Götze
	Samuel Köhler 12 R	Samuel Köhler 12R	Gottlieb Köhler 12R	Gottlieb Köhler 12R	Carl Gottl. Winnler Gartengut	Arno Weise Emil Hahn
1 Lehen = 1 Hufe	1 Hufe = 24 Ruthen	24 Ruthen = 24 Acker	24 Acker = 13 Hektar			(Joseph Finsterbusch, Unterhohenkirchen)

Nach alten Matrikeln aus dem 14. Jh. haben bis kurz vor 1300 auch Taura mit Köthensdorf und Reitzenhain zur Pfarrkirche Hohenkirchen gehört. Das Kirchspiel Burgstädt ist eine spätere Gründung.

Auch zur allzeit schwierigen Trinkwasserversorgung des auf einer Anhöhe liegenden Ortes äußerte sich Pfarrer Türschmann:

„Eine große Wohlthat widerfuhr den Bewohnern des Dorfes Hohenkirchen schon im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts (also zwischen 1775 und 1800) dadurch, dass man Brunnen grub, um Wasser aus der Tiefe herauszuwinden, das man zuvor in Fässern auf Wagen aus Bächen und Flüssen hatte holen müssen.

Ein solcher Brunnen befindet sich auch noch jetzt im Pfarrhofe und in einigen Bauernhöfen, wovon im Nothfalle Gebrauch gemacht werden kann.

Jedoch eine der größten und vorzüglichsten Wohlthaten wurde dadurch herbeigeführt, dass man vor 23 Jahren (1820) ein sehr gutes und reines Quellwasser entdeckte, welches durch Röhren in die Mitte des Dorfes und zugleich in die am weitesten davon entfernten Güter geleitet wird. (Die Quelle liegt noch heute auf Heiersdorfer Flur.)

Dies ist eine so große Wohlthat, dass es den größten Unverstand verrathen würde, wenn man den bisweilen nöthigen Kostenaufwand scheuen und nicht auf die Erhaltung und Fortdauer einer so gemeinnützigen Sache bedacht sein wollte.“

Pastor Türschmann zeigt sich sehr beeindruckt von der schönen geographischen Lage des Ortes:

„Es (Hohenkirchen) hat 21 Feuerstätte, nämlich 8 Bauernhöfe, 3 Gartengüter und 10 Häuser. Sieben der letzten, gewöhnlich Kleinhohenkirchen genannt, liegen im Muldenthale, vom eigentlichen Dorfe in einiger Entfernung, und sind bloß durch den Fluß von Lunzenau getrennt. Das eigentliche Dorf liegt auf einer Ebene und zwar so, dass man in einer Viertelstunde um dasselbe gehen und dabei durch die reizende Aussicht nach allen Seiten hin sich ergötzen kann. Man überschaut das Muldenthal mit seinen mannigfaltigen abwechselnden schönen Umgebungen, die Gegenden von Rochsburg, Penig, Wechselburg, Rochlitz, Colditz und eine bedeutende Anzahl größerer und kleinerer Dörfer. Vorzüglich schön und anziehend ist die Aussicht nach dem bekannten oft und vielbesuchten Rochsburg, hinter welchem sich, in der Ferne der Hohensteiner Berg erhebt, so wie auch nach Wechselburg, hinter dessen Schlosse und Kirchthurm der mit Wald bedeckte und durch seine Steinbrüche so bekannte als berühmte Rochlitzer Berg majestätisch hervorragt.“

Hohenkirchen ist seit seiner Gründung ein Bauerndorf gewesen und ist es, was das Oberdorf betrifft, bis in die heutige Zeit geblieben. Die Bauern unterstanden der Herrschaft der Grafen von Schönburg, Amt Wechselburg, und hatten an ihre Grundherrschaft vielfältige Abgaben und Frondienste zu leisten. Darüber hinaus musste auch die Kirche den Zehnten erhalten. So haben die Bauern, besonders bei Missernten, auch schwere Zeiten durchlebt. Ausdrück des Unwillens der Bauern gegen die immer höher werdende Abgabenlast an den Feudaladel waren der Deutsche Bauernkrieg 1525 und in unserer Gegend der Aufstand der Bauern in der Herrschaft Schönburg im Jahre 1790.

Im Jahre 1832 wurden im Königreich Sachsen die bäuerlichen Erbuntertänigkeitsverhältnisse per Gesetz aufgehoben. Die Abgaben erfolgten jetzt in Form von Renten und Steuern.

Die zehn Hohenkirchner Bauerngüter im Oberdorf existierten bei wechselnden Besitzern bis zum Jahr 1960 als selbständige Wirtschaftsbetriebe. Die landwirtschaftliche Nutzfläche von rund 100 Hektar war von Gründung des Dorfes an in etwa gleich geblieben. 10 Hufen waren einstmals an das Kloster Buch bei Leisnig verschenkt worden und zehn Bauernhöfe sind es über die Jahrhunderte geblieben.

Ab dem Jahr 1960 wurden die Bauern vom DDR-Staat gezwungen, ihre Eigenständigkeit aufzugeben und in Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften zusammenzuarbeiten. 1960 in der LPG „Goldene Höhe“ Hohenkirchen und ab 1968 in der LPG „Einheit“ Lunzenau bis zur politischen Wende 1989.

Zur Eigenbewirtschaftung ihrer Güter fanden die Hohenkirchner Bauern, vor allem wohl wegen der geringen Betriebsgrößen, nach dem Ende der DDR aber nicht mehr zurück.

Heute werden die Felder Hohenkirchens von einer Agrargenossenschaft und nur noch kleinere Anteile von im Ort ansässigen Landwirten bewirtschaftet.

Das Dorf ist in seiner baulichen Grundstruktur über die Jahrhunderte erhalten geblieben. In den letzten Jahren zeichneten sich jedoch größere Veränderungen ab, wie zum Beispiel der Abriss des Backmanschen Gutes, die mit dem gesamten Strukturwandel in der Landwirtschaft zusammenhängen.

Es ist aber zu wünschen, dass das „kleine, freundliche Dörflein“ mit der „hohen Kirche“ noch lange bestehen bleibt.

Zitierte Literatur:

- Friedrich August Türschmann: Sachsens Kirchengalerie, Bd.10, 1843
Clemens Pfau: Grundriß der Chronik über das Kloster Zschillen, Rochlitz 1909
Dr. Langer-Freiberg: Die Dörfer der alten Wechselburger Schönburgischen Herrschaft in „Aus der Heimat für die Heimat“ Nr. 7, 1932, Beiblatt zum Burgstädter Anzeiger und Tageblatt
Hermann Löscher: Geschichte von Lunzenau, Dresden 1933
Anonym, (höchstwahrscheinlich verfasst von Lehrer Karl Jänichen): Festschrift „750 Jahre Hohenkirchen“, 1958
Karlheinz Blaschke: Geschichte Sachsens im Mittelalter, Union Verlag Berlin 1990
Harald Weber: Aus der Geschichte von Chemnitz und Umgebung, Verlag für sächsische Regionalgeschichte, 2000

Auszug aus dem Adressbuch für die Stadt Burgstädt u. Umgebung 1903 Verlag Reinhard Schmidt Burgstädt

Ort Hohenkirchen (Seite 128 - 130)

Einwohnerzahl:	435 davon männlich 222, weiblich 213. 102 Haushaltungen
Eisenbahn:	Lunzenau 195,35 m über NN Cossen 248,269 m über NN
Gemeindevorstand:	Kühn, Hermann
Gemeindeältester:	Backmann, Gustav
Kirche:	Parochie Hohenkirchen: umfassend die Ortschaften Berthelsdorf mit Allodialgut, Cossen, Göritzhain, ausschließlich des Wiederauer Anteils, Helsdorf und Hohenkirchen. Euphorie Rochlitz Pastor: Bürger, Ernst Otto Kirchdiener: Petzold, Carl
Schule:	Schulhaus 19 B und 19 C Einfache sechsklassige Volksschule für die Ortschaften Hohenkirchen, Berthelsdorf mit Allodialgut und Cossen. Schulinspektion Rochlitz Dirig. Lehrer: Espig, Hermann Lehrerkollegium: Wagner, Johann und Kupfer, Ernst Ehrhard Schulhauptmann: Herold, Gustav
Behörden:	Amtshauptmannschaft Rochlitz Amtsgericht Burgstädt Friedensrichter: v.Wliucki, Ernst, Berthelsdorf Ortsrichter: Hahn, Emil, Gutsbesitzer Standesamt Berthelsdorf
Gewerbetreibende:	Göthel, Ernst Jul., gepr. Hufbeschlagmeister Kühn, Franz, Gasthofbesitzer Lindemuth, Moritz, Bleicherei und Blaudruckbesitzer Arnold, Louis, Getreide- und Futtermittelhandlung Fensterbusch, Joseph, Getreidegroßhandlung Fensterbusch, Joseph, Sandgrubenbesitzer Lindemuth, Gotthard, Strumpffabrikant Schlegel, Franz, Handschuhfaktor
Guts- und Gartengutsbesitzer:	Haus-Nr.
Backmann, Richard	3
Fensterbusch, Joseph	33
Fritsche, Hermann	7
Götze, Wilhelm	13
Hahn, Emil	15
Köthe, Hermann	5
Kühn, Hermann	12
Meinig, Hermann	10
Sparborth, Richard	2
Weise, Arno	14
Zschage, Lina verw.	1

Erinnerungen

Peter Spannaus, Göritzhain – Juli 2007

Rückblicke von der z. Zt. ältesten Einwohnerin Göritzhains, Frau Erna Daume, geb. Gerstenberger, im Alter von fast 97 Jahren, auf ihr Leben. Alle große Ereignisse des vergangenen Jahrhunderts, Kaiserreich, 1. Weltkrieg, Inflation, Weimarer Republik, III. Reich, 2. Weltkrieg, sozialistische Zeit, Bundesrepublik, mehrere Geldentwertungen, die technische Entwicklung und vieles mehr, hat sie bewusst und mitunter persönlich sehr schmerzlich erlebt. Trotz ihres hohen Alters ist Frau Daume noch von bewundernswürdiger geistiger Frische und kann viel von Göritzhain, seinen Bewohnern und den vergangenen Jahren berichten. Die „kursiv“ geschriebenen Teile sind vom Verfasser.



Historischer Blick auf den Ort

Ich wurde am 22. Oktober 1910 in Göritzhain geboren.

Meine Eltern:

Die Mutter, Frieda Gerstenberger stammt aus Göppersdorf bei Nöbeln und hat in der Landwirtschaft gearbeitet. Mit dem Umzug nach Göritzhain als Handschuhnäherin. Der Vater, Richard Gerstenberger war Göritzhainer. Er war als Kutscher in der Göritzhainer Firma Franz Robert Schmidt, Pappen- und Kartonagenherstellung, beschäftigt.

3 mal in der Woche musste er Fertigware nach Chemnitz fahren. Das hieß: 0.30 Uhr aufstehen, Pferde versorgen und den am Vorabend beladenen Wagen anspannen und losfahren. In Chemnitz bei verschiedenen Firmen liefern, mit Altpapier beladen und zurückfahren. Ankunft war etwa 18.30 Uhr. Danach Pferde versorgen, entladen und am nächsten Tag Arbeiten im Betrieb erledigen und wieder für die nächste Fuhre vorladen. Das waren schwere und lange Arbeitstage.

Mit der Anschaffung eines Firmen- LKW machte er den Führerschein und konnte mit den Lastwagen fahren.

(die Firma Schmidt -Pappen- und Kartonagenherstellung- heute Grundstück Talstr.8 -10 ,wurde 1946 enteignet, produzierte bis 1956 Pappe als Werk I des VEB Seidenpapierfabrik ,wurde 1956 geschlossen, teilweise abgerissen und zu Wohnungen umgebaut).

Im 1. Weltkrieg 1914-1918 war mein Vater als Soldat an der Front, oftmals mußten wir lange auf Nachricht von ihm warten, bis er unverseht zu Weihnachten 1918 plötzlich vor der Tür stand.

1917 wurde ich zu Ostern in die Volksschule Göritzhain eingeschult, die ich bis 1925 besuchte. Zuckertüten zum Schulanfang gab es auch, aber die waren im Gegensatz zu heute klein und mit ganz bescheidenen, einfachen und meistens selbstgebackenen Inhalt.

Wir waren eine große Klasse, Mädchen und Jungen gemeinsam.

Bei den Lehrern Johannes Gerhardt, Herrn Junghans und Herrn Lohmann hatte ich gern Unterricht, auch die Turnstunden machten mir Spaß. Schulausflüge wie heute gab es nicht. Mir ist nur eine Klassenfahrt nach Limbach in die Pelzmühle in Erinnerung, sonst wurden nur Wanderungen in unsere Umgebung gemacht.

Als Lob für gutes Verhalten durften wir manchmal im Unterricht eine Weile aus dem Fenster des Klassenzimmers beim Aufbau des Sägewerkes von Martin Welde zuschauen (1925).

(Sägewerk Martin Welde, Grundstücke auf der Ladestraße, wurde 1966 stillgelegt und aufgelöst)

Ich weis auch noch, daß bis etwa 1920 an der Chemnitzbrücke Brückenzoll

erhoben wurde.

Eine schlimme, schwere Zeit waren die Inflationsjahre 1921-1923. Der Vater bekam oftmals keinen Lohn, gab es welchen, war das Geld am nächsten Tag nichts mehr wert und man bekam nicht mal mehr ein Brot dafür. Die schönen großen Birken, die am Weg über den Wiederberg nach Wiederau standen, wurden damals zu Brennholz umgeschlagen.

Mit mühsam ersparten Geld kauften meine Eltern mein jetziges Wohnhaus. (Talstr.6). Da wir 1925 auf den Wiederberg zogen (heutiges Grundstück Wiederberg 16) und zu diesem Anwesen auch Landwirtschaft gehörte, habe ich nach der Schulzeit

zu Hause und in der Landwirtschaft und auch damals schon im Gasthof Göritzhain als Hilfe in der Küche und in der Wirtschaft gearbeitet. Eine besondere Erinnerung an den technischen Fortschritt ist, das ich als junges Mädchen, Mitte der zwanziger Jahre, im Gasthof mit Kopfhörern das erste mal Radiosendung gehört habe. 1931 hatten wir dann ein eigenes Radio.

1934 heiratete ich meinen Mann Kurt Daume.

An die gemeinsamen Motorradausfahrten auf der 350 ccm NSU-Maschine meines Mannes denke ich heute noch gerne zurück. 1937 wurde unser Sohn geboren.

Leider war uns nur ein kurzes Eheglück beschieden. Im August 1939 wurde mein Mann zur Wehrmacht eingezogen. Am 1. September 1939 begann der 2. Weltkrieg ,er mußte an die Front, hatte selten Heimaturlaub und ist 1943 gefallen.

Mein Vater starb ebenfalls 1943, so das ich nun mit meiner Mutter allein alles bearbeiten und versorgen musste. Gearbeitet habe ich dann im Gasthof in der Küche und im Gaststättenbetrieb.

In den letzten Kriegstagen 1945 zogen viele deutsche Soldaten auf den Rückzug die Chemnitztalstraße entlang und die auf den Göritzhainer Bahnhof abgestellten Güterwagen mit marineblauen und blau-weiß karierten Wehrmachtstoff wurden von der Bevölkerung ausgeräumt. Anschließend liefen viele in dunkelblauer oder kariertes Bekleidung herum.

Es hieß damals scherzhaft: „Das blaue Göritzhain.“

Weiterhin kann ich mich noch gut an den Einmarsch der amerikanischen Truppen am 15. April 1945 erinnern und das im Juni 1945 die Brücke als Sperrgebiet zwischen den Russen und Amerikanern nicht betreten werden durfte.

1955 sind wir dann vom Wiederberg in unser Haus zurückgezogen und ich begann als Köchin in der Betriebsküche der Zwirnerei in Stein zu arbeiten. Dort war ich bis weit über das Rentenalter tätig, machte zusätzlich bei allen Wirten, die den Gasthof übernommen hatten, immer wieder Aushilfe im Gasthof, bis ich 1980 gesagt habe:

„Nun ist aber endgültig Schluss!“

1996 verstarb mein Sohn und ich wohne nun mit meiner Schwiegertochter allein in unseren kleinen Haus. Wir halten es nach besten Kräften in Ordnung und versuchen trotz mancher altersbedingter Schwierigkeiten das Beste aus allen zu machen.

Regelmäßig nehme ich an den Zusammenkünften der Göritzhainer Seniorengruppe teil und interessiere mich für das Geschehen im Ort.

Göritzhain im Juli 2007

Historisches aus Göritzhain

**Geschichte des Gartenvereins
„GOLDENE AUSSICHT“ Göritzhain**

Ausgearbeitet im Jahre 2005 von Peter Spannaus, Göritzhain
Entnommen: "Heimatgeschichte Göritzhain" Bd.3 (S.Jahne)

Der Göritzhainer Gartenverein besteht aus 2 Anlagenteilen.
„Goldene Aussicht“: 34 Garten mit durchschnittlich 300 qm Gartenfläche, leicht hangige Südlage am Ortsrand Richtung Cossen, Elektro und Wasseranschluss, Parkmöglichkeiten. Zum Gartenverein gehört das Gartenheim (45 Plätze) mit Parkplatz und Terrasse, welches zu privaten Anlässen genutzt werden kann. Zurzeit sind auch Gärten zu vergeben.
"Höllloch": 6 Gärten am Chemnitzufer, sehr ruhige Lage, ohne Wasser und Elektroanschluss, teilbefestigte Zufahrt.

- 1928 Gründung des Schrebergartenvereins „Goldene Aussicht“
Gründungsmitglieder: Willy Schröter Richard Haubold, Johannes Scharfing, Georg Kresse, Kurt Krause, Fritz Bauer, Willy Nebel
- 1935 Mitgliederzahl: 18, Vergrößerung auf 7967 qm
- 1943 Mitgliederzahl: 24, Vergrößerung auf 10 349 qm
- 1945 Ende des 2. Weltkrieges, Flüchtlingseinquartierungen, Nahrungsmangel
Vergrößerung auf 16 305 qm
Teilweise Nutzung des Sportplatzes als Anbaufläche
- 1953 Eingliederung des Bodenreformlandes "Höllloch"
- 1968 Bau der Gartenwasserleitung
- 1972 Genehmigung des Bauantrages "Lagerschuppen für Düngemittel und Geräte" daraus wurde das Gartenheim
Gewinnung von Baumaterial durch Abrissarbeiten an ehemaliger Pappenfabrikation Pfitzner, Baubeginn, alle Bauarbeiten wurden durch Vereinsmitglieder unentgeltlich geleistet
- 1973 8. Juni 1973: Richtfest Gartenheim
- 1974 7. Oktober 1974: Eröffnung Gartenheim
- 1975 Bau des Zufahrtsweges und Parkplatzes zum Gartenheim
Bau der Gartenelektroanlage
- 1992 Eintragung in das Vereinsregister als
"Gartenverein Goldene Aussicht Göritzhain e.V."
- 2003 Erneuerung der Gartenwasseranlage
- 2004/05 Grundlegende Sanierung und Renovierung des Gartenheimes
- 2007 Bau eines gesicherten Fußweges zum Gartenheim



Peter Böttger

Blos baar Worde zum Gedicht „Mir Sachsen“

vom Günther Wolfgang *)

In scheenen Versen haste uns, de Sachsen, hoch gebriesn.
Da kann sich där, där hier gewachsen, nur hochbegliggt anschließen.

Nu horsche zu, was'ch sachen kennd aus meiner Lämserfahrung:
Mir Sachsen stecken voll Dalend
un brauchn schdändlich geistche Nahrung.

Als besder aller deutschen Sdämme da komm mr efer in de Glemme.
Die annern dun uns gern verscheißern, da miss mr helle bleim, un eisern!

Grammadisch red mr nämlich richdich,
un och dor Wohlglang is uns wichdich.
Die scheen Vokale, meine Fresse, die kann kee Schwabe un kee Hesse.

Von Konsonanden ganz zu schweichn,
da kann uns keener s Wasser reichn.
So ofd se's och brobiern, se kenn sich nur blamiern.

Drum miss mr efer ma was dichten, dr Juchend von däm Ruhm berichdn,
dän sächsche Käbbe, unsre besdn, errungen ham in Osd un Wesdn.

„Was isse Sächisch, maine Froinde?“
frachd mich ämal ä Idaliener.
Mei Gudsdor, sachdch, das is wie deutsch, blos noch ä biddel scheener.

Un abrobo, Idalien, da fahr mr midn Wachn.
Von Grimma bis nach Syrakus, da dibbeld keener, der nich muss.
Was däd jedzd Seume sachn?

Nu ja, där haddes och nich leichd!

Ä feicher Ferscht dadn verkoofn.
In'n Kriech for annre solld r ziehn.**
Da isser ganz fix fort geloofen; Ins Land, wo de Zidronen bleihn.
So schnell gings nich, du werschds begreifn
Erschd mussde die Idee ma reifn.
Leer warn de Daschn, wennr griff.
Zum Gligg erwischdr noch ä Schiff.
Erscht iewern Deich zurigg nach Breisn. - Mit en Minisdr mussdr reisn.
Ä Russe wars (nur nebmbel).- Dann stellde ihn dr Göschen ei.

Bei däm , da dadr korrichiern, was där Verlecher wollde druggn.
(Die Dichder haddn ihre Muggn.) Da wiehld Seume in Babiern!

Ma haddr das Gefunzel iewer. (Se haddn noch kee lekdrisch Lichd!)
Dr Göschen sachd: „ Ich hald dich nichd.
Mach du nur nach Idalien niewer.“

Dr Mulde Bläddschern härdr leise.
Da wussdr nich, dass seine Reise ä ganzes Jahr solld dauern
un dass am Weg so manches Mal ä baar Halungn lauern.

Erschlachn häddn sn beinah. Gehungert haddr, keene Wurschd,
de Sonne uffn Binsl, Durschd.
Wer wees, was alles noch geschah?

Uff jedn Fall kee Pencher Bier,*** blos eschal sauren Vino
... un Wassr, nu, das sach ich dir, das war ä dichdches Kino.

Ä annrer häddes nie geschaffd, in däm war eschde sächsche Graft.
Die wünsch ich dir nu och zum Schluss.
(Ach, was ich jezdz noch sachen muss:

Das mid där falschn Seide: - Es gibt jedzd blos noch eene.
Da frachn sich nu manche Leide: Is das denn hier de scheene?)

Mach keene Scherereien jedzd, ich habs in Klammern ja gesedzd!

Du siehst, ich hab mich kurz gefassd, wie's sächsche Art verlangd.
Nu sei gegrießd un sei bedangd, ich hoff, mir sähn uns sbäder,
das meend dr Böttger Beder.

*

** Kanada,

*) Abgedruckt im "LUNZENAUER Heimatblatt", Ausgabe 2006

*** Marke: „Peniger Bier“